Hardy von Arnbergs Leidensgang

Ida Boy-Ed

Wegen Raummangels können hier nur die nachstehend aufgeführten Romane angezeigt werden; ein vollständiges Verzeichnis steht jederzeit gratis und franko zu Diensten.

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Ein Echo. Von **Ida Boy-Ed.** 2 Bände.
Der lebensprühenden Gestalt eines Musikers mit sensibler Künstlerseele ist die einer jungen Pianistin gegenübergestellt, die vorbestimmt zu sein scheint, gerade seine Kunst zurückzutönen; eine der rührendsten und poetischsten Schöpfungen der allbeliebten Verfasserin. Die sich daraus ergebenden starken Konflikte sind von ergreifender Wirkung.

Ein Dieb in der Nacht. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen.
Geradezu genial in ihrer Art sind diese neuen Abenteuer des zu allgemeiner Berühmtheit gelangten Raffles. Mit dem größten Interesse folgt man den Schlichen dieses Reineke Fuchs, der seinen anschlägigen Kopf im letzten Moment immer wieder aus der Schlinge zu ziehen weiß.

Lebensfrühe. - Verloren' Land. Zwei Erzählungen von **Margarete von Oertzen.**
In diesen einfachen Erzählungen atmet alles wirkliches Leben, sei es, daß uns die Verfasserin die Schicksale eines Knaben erzählt, der schon frühe durch die Schule des Lebens gehen muß, sei es, daß sie uns Bilder aus der Geschichte eines Bauerngeschlechts vor Augen führt, die in ihrer Einfachheit ergreifende Menschenschicksale schildern.

Das spanische Halsband. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Nach dem Weltbad Biarritz und nach Spanien verlegt Mrs. Croker diesmal den Schauplatz ihres Romans, der sowohl dank der interessanten Schilderung des eigenartigen Milieus als auch durch fesselnde Herzenskämpfe zu ihren anziehendsten Büchern zählt.

Dornröschen. Von **Georg Wasner.**
„Dornröschen" nennt der bekannte Verfasser seine neueste Schöpfung, in der er uns das Erwachen einer schlummernden Weibesseele durch die Berührung mit der heißen Leidenschaft eines Künstlers erleben läßt. Die Figuren sind plastisch gezeichnet, die Schilderung der Berliner Verhältnisse naturgetreu, die Schürzung des Knotens und die Lösung des Konflikts packend.

Der Mann auf dem Bock. Von **Harold Mac Grath.** Aus dem Englischen.
Wer sich ein paar Stunden an einer lustigen und munteren Geschichte erfreuen will, der greife zu diesem Buch, das keinen andern Anspruch erhebt, als eben amüsant zu sein.

Erlachhof. Von **Ossip Schubin.** 2 Bde.
Nur tiefe Seelenkenntnis vermag mit scheinbar spielender Leichtigkeit leibhaftige Menschen vor uns hinzustellen, wie es Ossip Schubin in diesem brillant erzählten Roman gelungen ist, dessen bewegte Schicksalsführung den Leser unwiderstehlich mitreißt.

Aus Sturm und Not. Von **Jérome** und **Jean Tharaud.** Aus d. Französisch.
Man ist im Zweifel, ob man an diesen Schilderungen von tiefergreifenden Vorgängen aus der bewegten Zeit von 1870—1871 mehr die in ihrer Knappheit meisterhafte Darstellung oder die darin zutage tretende gründliche Kenntnis der französischen Volksseele bewundern soll. Jedenfalls sind es zwei ganz prächtige Geschichten.

Fanny Lambert. Von **Henry de Vere Stacpoole.** Aus dem Englischen.
Da Fanny in ihrer köstlichen Originalität alle Herzen bezwingt, wird auch kein Leser dem Liebreiz ihres Wesens widerstehen können. Die Erzählung ist mit seltener Frische und Lebhaftigkeit geschrieben und voll der erheiterndsten Episoden.

Der Emigrant. Von **Paul Bourget.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Bourgets Meisterhand hat es verstanden, in diesem tiefgründigen Roman, dessen Schicksalsführung man mit Spannung und Rührung folgt, ein großzügiges Bild des heutigen Frankreich mit seinen scharfen Gegensätzen alter und moderner Weltanschauung zu entwerfen.

Der Bibelhase. Von **Ernst von Wolzogen.**
An eine Tatsache anknüpfend, entwickelt der Dichter aus einem freundlichen Idyll heraus in dramatischer Steigerung die Geschichte eines pommerischen Landpastors, der den Kampf um sein gutes Recht mit den vertrackten Justizbehörden und den „meschanten kleinen Puissancen" seines Dorfes bis aufs äußerste durchführt. — Eine innig empfundene Liebesgeschichte und die humorvolle Darstellung, die den Stil des achtzehnten Jahrhunderts durchweg festhält, verleihen dem Roman besonderen Reiz.

Die Herberge zum Silbernen Mond. Von **Hermann Knickerbocker-Vielé.** Aus dem Englischen.

Ein liebenswürdiger Humor, woraus dem Leser der Bodengeruch der lachenden, lustigen Gascogne, des Schauplatzes dieser abenteuerlich-romantischen Liebesgeschichte, entgegenhaucht, durchzieht das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Zeile. Jedem, der ein paar müßige Stunden angenehm verbringen will, kann die Lektüre dieser Geschichte warm empfohlen werden.

Die Hoermanns. Von **Carl Busse.** 2 Bde.

Der beliebte Erzähler führt uns diesmal nicht, wie sonst gern, in seine posensche Heimat, sondern in einen Vorort Berlins. Das Schicksal einer Familie rollt sich vor uns ab, Zeitfragen klingen an, und die Kämpfe und Befreiungsversuche der scharf modellierten Personen fesseln uns in dem Wechsel tragischer und humoristischer Situationen bis zuletzt.

Die Leuchter des Kaisers. Von **Baroneß Orczy.** Aus dem Englischen. (In Österreich verboten.)

Die äußerst spannend und dramatisch erzählte, abenteuerreiche Geschichte einer nihilistischen Verschwörung.

Herz und Handwerk. Von **Paul Bourget.** Aus dem Französischen.

In diesen Novellen variiert Bourget in seiner geistvollen, fesselnden Weise, wie der Beruf Einfluß aufs Gemüt und das Gemüt Einfluß auf den Beruf ausübt. Jede einzelne Geschichte ist ein Kabinettstück in ihrer Art.

Carlotta. Von **William J. Locke.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Niemand entgeht seinem Schicksal! In diesem Buche kommt es in Gestalt eines reizenden jungen Mädchens, das aus einem Harem entflohen ist, zu einem vertrockneten Bücherwurm, dem das Herz gerührt, aufgetaut und schließlich zu feuriger Lohe entflammt, von der Schönen für immer erobert wird. Wie das alles zugeht, wird den Leser sicherlich von Anfang bis Ende in größter Spannung erhalten.

Prinzgemahl. Von **Paul Oskar Höcker.**

In die Lebewelt moderner Krösusse verpflanzt eine Millionenheirat einen mittellosen jungen Juristen, der in dem neuen Schlaraffenleben unterzugehen droht. Wie des Schicksals Laune und eigene Willenskraft ihn aus dem Prinzgemahldasein wieder emporreißen, das ist in prächtigen Bildern voll echten Humors mit Höckers bekannter Meisterschaft geschildert.

Jenseits der Wirbel. Von **Elinor Glyn.** Aus dem Englischen.

Elinor Glyn, deren junge Mädchen so reizend zu plaudern wissen, zeigt sich in diesem Buche auch der Darstellung ernsterer Konflikte gewachsen. Dazu verleiht die Herzensreinheit der Heldin der anmutigen Geschichte einen besonderen Reiz.

Vater. Von **Georg Wasner.** 2 Bände.

Ein Künstlerroman mit starken seelischen Konflikten und voll von fein beobachteten Zügen aus dem Leben und Treiben an der Akademie einer kleinen Residenz mit all seinen unvermeidlichen Unterströmungen und Reibungen. Alles in allem eine warm empfundene und dabei tiefgründige Geschichte.

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Der rote Kurs. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit diesem Roman, einem Zeitroman in des Wortes vollster Bedeutung, hat der Altmeister Ohnet wieder einmal einen großen Wurf getan. Heiß und stark pulsiert das Blut in dieser neuesten Schöpfung des allbeliebten Erzählers, der uns in das modernste Frankreich führt, wo die sozialen Gegensätze heute mit elementarer Gewalt aufeinander platzen. Haß und Liebe spielen in der dramatisch bewegten Geschichte ihr buntschillerndes Spiel, und mit atemloser Spannung folgt der Leser den dramatischen Vorgängen eines Romans, in dem der Verfasser seinen Landsleuten einen Spiegel vorhält und das politische Strebertum schonungslos geißelt.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von **Marie Diers.**

Das Gemeinsame dieser trefflichen Novellen ist, daß aus der Gebundenheit dörflicher Vorurteile und Verhältnisse die Lebenskraft in irgendeiner Form nach Befreiung ringt. Jede der drei Geschichten ist in ihrer Art ein Kabinettstück poetischer Gestaltungskraft.

Hugo. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Das „Athenäum" schreibt: Diese in einem riesigen Warenhauspalast spielende Geschichte ist so voll von spannenden und abenteuerlichen Vorgängen wie ein Weihnachtspudding von Rosinen oder eine Protzenvilla von Verzierungen.

Armer Henner . . . Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Frei von jeder einseitigen Tendenz schildert der Roman das Schicksal eines

Hardy von Arnbergs
Leidensgang

Christmas 1911
To Alfred
from
Milda

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



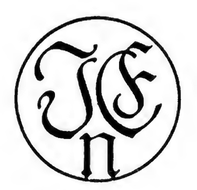
Band 1

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang

Von Ida Boy-Ed

Erster Band



Stuttgart 1911
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

„Bis zu dem Himmel jener Sieben,
Bis zu Saturnus' Thron bin ich gestiegen,
Und manchen Knoten löste ich des Wegs,
Der von dem Menschenschicksal ist geblieben."

Dem flüchtigen Blicke, der eine Rotte Infanteristen streift, die im Gleichmaß auftrumpfenden Trittes, im dumpfen Gerassel des monotonen Marsches vorbeikommen, erscheinen alle Soldaten ganz gleich, als seien sie dutzendweise nach dem gleichen Muster geschaffen. Gußware — keine Originalarbeit.

So konnten auch von einem Auge, das nur die oberflächlichsten Merkmale wahrnahm, all die jungen Mädchen, die in langer Linie nebeneinander vor den Telephonapparaten saßen, als zwanzigfache Wiederholung eines Modells angesehen werden. Sie alle trugen zu einem schwarzen Kleiderrock eine dunkelblaue Schoßbluse, eine Art Litewka, die mit roten Paspeln verziert und dadurch noch uniformähnlicher war. Und um alle diese Köpfe, als seien sie alle etwa von der gleichen Verwundung betroffen, schlang sich ein schwarzer, bandagenähnlicher Streif, an dem bei den Ohren wunderliche Auswüchse von phantastischer Form saßen — die Kopffernhörer.

All diesen braunen und blonden Mädchenhäuptern war die eigenste Linie, die besondere Haltung genommen. Die Walze der Arbeit war über jede persönliche Grazie hingegangen und hatte sie zerdrückt. Das hastige Leben des modernen Verkehrs verscheuchte mit dem scharfen Wehen seines Flügelschlags die Poesie von diesen jungen Gestalten.

Eine der andern gleichend, saßen sie auf den nüchternen Rohrstühlen nebeneinander in der Haltung von

ewig Horchenden. Auf der Tischplatte vor ihnen und in der kastenartigen Wand, den Vielfachumschaltern, die zwei Hände weit ihnen gegenüber den Tisch abschloß, erglühten und erloschen in unaufhörlichem Wechsel die kleinen runden Glasplatten der elektrischen Lichter, die den Anruf meldeten. Und die Augen der Beamtinnen starrten wie hypnotisiert, das Aufblinken der winzigen Lichtsignale erwartend. Mit emsigen und gewandten Fingern steckten sie die Stifte, in die die Verbindungsschnüre mündeten, von dem einen Nummernloch ins andre.

Und es schien, als hätten sie ihre Jugend und ihr Eigenleben mit Hut und Mantel im Garderobenraum an den Nagel gehängt. Als seien sie zu einem Teil ihrer Apparate geworden: nervöse, wachsame, wunderbar kunstvoll arbeitende Maschinen, die durch ihr Maschinentum leiden, weil sie sich seiner bewußt, weil sie von Fleisch und Blut sind.

Im hohen Saale raunte ununterbrochen ein Geräusch von Stimmen und von Kommen und Gehen, jenes seltsame Geräusch, das den Charakter der Stille hat, weil jedes unvermeidliche Wort, jeder notwendige Schritt von der zur Gewohnheit gewordenen Erkenntnis gedämpft wird, daß Störung der Arbeitenden zu vermeiden und jeder Lärm strafbar ist.

In der Höhe der Längswände, unter dem Ansatz der gewölbten Decke zogen sich große breite Fenster hin und ließen tags eine sehr nüchterne Lichtflut herein. Jetzt war es Abend, und kalt und schwarzblank gleißte das Glas der Fenster. Vom elektrischen Licht war nun der Raum erfüllt. Auf der großen Fläche seines Estrichs standen, voneinander entfernt, die langen Apparattische. Da war einer für den Auswärtsverkehr, zwei andre für den Stadtverkehr bestimmt. Beamte gingen zwischen ihnen hin und her. Telephonistinnen kamen und lösten ihre Kameradinnen ab, deren Stunden beendet waren. Das tausend-, das hunderttausendfach gesprochene gedämpfte Wort: „Hier Amt!“ erscholl an den Tischen in einer geradezu grauenerregenden Unermüdlichkeit. Niemand war sich der Monotonie in

dieser ewigen Wiederkehr mehr bewußt, wie in Fabriksälen die Arbeiter das Klappern und Fauchen, das Pusten und stumpfe Stoßen der Maschinen zuletzt nicht mehr zu hören wähnen, das dennoch die Gehörnerven martert und zermürbt.

Hier, wo sich die betäubenden Vielfältigkeiten des Lebens und all der Beziehungen von Menschen untereinander wie in einem Knotenpunkt trafen, hier gerade schien sich alles in einer furchtbaren, drückenden, die Phantasie zermalmenden Einförmigkeit aufzulösen. Das Leben, indem es in lächerlich kleinen Fragmenten, in hastigen Rufen und Fragen und Befehlen sich äußernd, vorüberraste, verlor jede große Linie und jeden markanten Zug. Es rotierte und wurde zum glatten Kreis, weil die Bewegung zu schnell wurde, um dem Blicke noch Zeit für Einzelheiten zu lassen — wie die zahllosen, vielgestaltigen rauhen Flocken der nassen Baumwolle in der schwindelnd rasch sich drehenden Trockentrommel zuletzt als weißer, glatter Strich erscheinen.

Zuweilen, wenn Hardy heimging und aus ihren Nerven allmählich das Gefühl höchster Spannung wich, wenn ein Decrescendo der Unruhe sie langsam einer Art von Befreiung des ganzen Wesens zuführte, dann kam ihr wohl der Gedanke: Wie, wenn jemand vom Morgen bis zum Abend alle Gespräche aller Anrufer notierte und sie auf ihren Inhalt sichtete! Das müßte eine wunderliche Statistik werden. Sie würde vielleicht beweisen, daß der Menschengeist, solange er sich in den Schranken des Alltags bewegt, gleichförmig kreist wie ein Tier im Göpel.

Und manchmal dachte sie auch: Haben wir Telephonistinnen nicht gleichsam die verhängnisvollen Galoschen aus Andersens Märchen an? Wir, selbst unsichtbar, lauschen in die Gedanken, in die Zustände der Menschen hinein. Und was hören wir? Ist es nicht, als gäbe es ein Gesetz, nach dem sich alles Erleben unabänderlich wiederholt in einer so beklemmenden Genauigkeit, daß man selbst ganz matt und gelangweilt davon wird?

Die Dienststunden rannen in einer Gleichmäßigkeit der Geräusche und der Handhabungen, die verzehrend war, weil in ihr sich die widerstreitendsten Eigenschaften verbinden mußten: das Bleierne mit dem Gehetzten, das Schema mit der beständig wachen Intelligenz der verantwortungsvollsten Arbeit.

Vom Tische, daran die Zwanzig saßen und unter ihnen Hardy, flog ab und an ein rascher Blick zu dem mächtigen weißen Zifferblatt hin, das wie eine leuchtende Vollmondscheibe hoch in die dunkelgraue Schmalwand der Saaltiefe eingelassen war.

Und die starken schwarzen Finger der Zeiger wiesen tröstlich nahe auf die Zahl neun.

Ja, bald neun Uhr. Seit fast einer Stunde, seit die Kontore und Läden in der Stadt zu schließen begonnen hatten, zuckten die Signallichter vor den wachsamen Blicken der Mädchen etwas seltener auf.

Bald neun Uhr. Und die Telephonistinnen, abgespannt, mit blassen Gesichtern, nahmen sich in letztem Mut zusammen, um in ihrer Maschinengenauigkeit und ihrer Maschinenfeinheit unermüdlich zu scheinen. Der einen oder andern, die nach sechsstündiger Arbeit und bei zufällig besonders ungünstiger körperlicher Disposition sich krank und am Ende ihrer Gedankenfrische fühlte, geschah es wohl, daß sie einen Anrufenden falsch verband und dafür mit zornigen, ungeduldigen Worten gemaßregelt wurde. Man sah ein bitteres oder ein ergebenes Lächeln und konnte erraten, was die Ohren der Angefahrenen vielleicht eben zu hören bekommen haben mochten. Sie waren wehrlose Frauen, die jeden Tag viele Stunden das Ungeheuerste aufzubringen hatten, was ein nervöser Mensch nur leisten kann — Geduld! Und der Sturm der Ungeduld der Anrufenden prallte jede Sekunde gegen sie an wie ein Hagelschauer gegen die zarten jungen Halme auf dem Frühlingsfelde.

Der Arbeit stille Heldinnen waren sie, denn sie vollbrachten ihr Tagwerk gleichsam hinter den Kulissen, unsichtbaren Geistern nicht unähnlich.

Bald neun Uhr. Eine Nachbarin sagte es halblaut der andern. Und in den Sekundenpausen zwischen dem Erlöschen und Hinwegzucken der elektrischen Lichtsignale flüsterten sie, bruchweise... „Ich bin heut abend noch aus.“ — „Meine Mutter ist krank, hab' solche Eile heimzukommen, muß wachen die Nacht.“ — „Mein Verlobter ist um acht von seiner Geschäftsreise gekommen, hab' ihn nicht mal abholen können.“ — „Nun kommt man todmüde in seine Stube und muß sich noch Abendbrot machen, da ißt man lieber nichts.“ — „Ich lerne noch bis elf Uhr Englisch.“ — „Ich hab' so viel zu nähen — wann soll man, außer spät abends.“

Hardy flüsterte weder nach rechts noch nach links.

Einmal, als der Zufall ihr ein paar Augenblicke Rast ließ, holte sie aus der Tasche ihres Kleiderrocks einen Brief heraus und las den kurzen Inhalt. Dann blieb ihr keine Zeit, ihn wieder wegzustecken; sie ließ das Blatt in ihrem Schoße liegen. Denn vor ihr auf dem Signaltische glomm wieder ein Lichtlein auf, wie ein Glühwurm, der still seine Flügel hebt, um seinen leuchtenden Leib zu enthüllen. Sie verband den Anweckenden mit der Nummer, die er ihr zugerufen hatte, um gleich darauf erschreckt und sehr schuldbewußt zusammenzufahren, denn sie hörte ein hartes: „So passen Sie doch besser auf. Falsch verbunden!“ Sie murmelte ein „Pardon!“

Diese Grobheiten, die aus dem Wesenlosen, aus einer unsichtbaren Ferne kamen, wie von Geistern gerufen, trafen sie immer wie Ohrfeigen. Man sah den Mund nicht, dem sie entfuhren. Man spürte nicht, ob polternde Gutmütigkeit ein bißchen ungeduldig war, oder ob hochfahrender Unverstand die Sklavin schalt, die hier dem Verkehr dienen mußte — und die für zwei Mark fünfzig pro Tag aufgehört hatte, eine Dame zu sein, der man ritterlich begegnet. Es ist so billig, dachte Hardy manchmal, wenn man gerade gegen uns leicht grob wird; man braucht uns dabei ja nicht in die Augen zu sehen.

Wenn sie das dachte, wiederholten ihre Gedanken nur ganz unwillkürlich, was ihr einer so oft gesagt hatte: Wer könnte dir noch weh tun, wenn er in deine lieben Augen dabei sehen müßte!

Und doch tat er selbst ihr weh — seit einiger Zeit. Vielleicht, ohne es zu wissen. Ach ja, ohne es zu wissen! Was alles hat nicht manchmal ein Mann zu denken und auszufechten, der im geschäftlichen Leben und in einer anspruchsvollen Familie steht!

Man muß Geduld haben. Sie lächelte ein kleines, mühsames Lächeln. Das ewige, furchtbare Wort. So oft bekam man es zu hören, während der Ausbildungszeit und nachher in den ersten Wochen der Tätigkeit, bis man zur gleichmäßig funktionierenden Maschine geworden war! Es schien, als sei es das Hauptwort im Wörterbuch der Telephonbeamten: Geduld, Geduld!

Die vor Munterkeit und Begierde nach allerhand Lebensfreuden ganz unbändige blonde Anna Behrens, die mit Hardy zugleich auf ihren allgemeinen Bildungsstand geprüft worden war, ehe man sie zum Beruf der Telephonistin zuließ, zitierte während der drei Monate Lehrzeit sehr häufig Faust: „Und Fluch vor allem der Geduld!“ Aber sie kam dann immer zu dem philosophischen Schluß: was zum Beruf gehört, muß man sich einpauken; ich versteck' ja auch meine hübsche Bluse unter dem gräßlichen blauen Kittel; ich werde lernen, mein Temperament hinter „Geduld“ zu verstecken; hoffentlich nicht für lange, denn die Männerwelt hat ja wohl noch Augen im Kopf.

Hardy sagte schon damals mit einem Seufzer, daß ihr scheine, zum Leben gehöre noch mehr Geduld als zum Beruf.

Das war nun zwei Jahre her, und die blonde Anna Behrens, die an diesem Abend neben Hardy saß und zufällig mit ihr im gleichen Revier zu arbeiten hatte, fing seit einiger Zeit an, sich zur gleichen Ansicht zu bekehren. Sie spazierte noch immer gänzlich unverlobt durch ihre freien Sonntage und konnte es gar

nicht begreifen, daß sie zwanzig Jahre alt geworden sei, ohne sich eine anständige Versorgung erobert zu haben. Ihre Munterkeit und die Zuversicht, mit der sie ihr Schicksal erwartet hatte, waren recht ungleichmäßig geworden. Oft schien sie in der Frühstückspause förmlich wie betrunken vor Übermut. Oft sprach sie hochfahrend davon, daß ein hübsches und gebildetes Mädchen, wenn es arm sei, gar nicht klug und vorsichtig genug die Männer von sich wehren könne, bis einmal der eine käme, den man heiraten möge. Dann wieder erging sie sich in bittern Reden, daß heute nur noch nach Geld geheiratet werde.

Sie staunte Hardy an und sprach einmal während einer Strecke gemeinsamen Heimwegs offen davon.

„Sie sind immer gleichmäßig. Scheinbar. Daß es inwendig bei Ihnen so glatt aussieht, glaub' ich ja nun nicht. Aber ich find' es wundervoll, wie Sie sich in der Hand haben."

„Ich bin fast vier Jahre älter als Sie," sagte Hardy.

„O, das ist es nicht. Es wird wohl die Erziehung sein. Sie mögen es nun leugnen, Arnberg, oder nicht, Sie wissen sich von uns allen gleichmäßig nah und fern zu halten. Das ist ja wohl angeborene Kunst."

Da war Hardy rot geworden. Es war nicht wegen der Anrede mit dem Nachnamen. Daran hatte sie sich auch gewöhnen müssen. Sie glaubte den Vorwurf heimlichen Hochmuts aus den Worten zu hören. Und der kränkte sie wie eine der vielen Grobheiten, die die Anrufer für das wesenlose Telephonfräulein flink bei der Hand haben. Sie war ganz und gar nicht hochmütig. Ihr war gelungen, woran ihre arme Mutter sich immer noch in bitterlichem Kampf abmühte: sie fühlte sich als eine ihren Genossinnen völlig gleichstehende Lebenskämpferin und hatte längst alle Standes- und Geldunterschiede als wunderliche Zufallslaunen und wechselnde Werte erkannt. Aber was ihrer Bildungszone fernstand, was ihren Kinderstubengewohn-

heiten zu sehr widersprach, hielt sie durch still abwehrende Mienen von sich fern.

„Man kann andern Frauen nicht sagen: ‚ihr seid nicht gut erzogen,‘“ dachte Hardy, etwas geängstigt, daß Anna Behrens in ihrer draufgängerischen Art zu offene Fragen stellen möchte. Und gerade diese Anna, mit all den vollen Tönen ihres Wesens, wurde Hardy zuweilen ein wenig lästig. Hardy sah: sie war offen, gefällig, opferfähig, vielleicht ein bißchen neidisch und eifersüchtig auf Vorzüge andrer, aber doch das, was man „einen guten Kerl“ nennt. Sie verehrte Hardy förmlich liebevoll und bewarb sich schon seit der gemeinsamen Lehrzeit um ihre Freundschaft. Aber Hardy konnte mit dem allerbesten Willen keine Freundin in ihr intimeres Leben hereinnehmen. Sie würde sich auch, hätte sie es gekonnt, Anna Behrens nie erwählt haben, der es in der Tat mehr auf die Flottheit als auf die Gediegenheit eines Hutes, mehr auf die Kleidsamkeit als auf die Sauberkeit und Ordentlichkeit einer Bluse ankam, und die nicht wußte, daß Schönheit und Vornehmheit bei Körperpflege anfängt.

„Bald neun Uhr,“ sagte auch Anna Behrens, reckte den üppigen Oberkörper förmlich empor und legte sich ein wenig hintenüber, in welcher angenehmen Räkelgeste sie sofort ein wenig plump zusammenzuckte, denn ein Signallicht glänzte wie ein goldener Nadelknopf vor ihr auf.

Gerade war auch Hardy beschäftigt. Sie hörte auf ihr mechanisches „Hier Amt“ die Antwort „Siebzehnvierundvierzig“.

Eine Nummer unter den Tausenden. Und doch wirkte diese eine auf sie wie ein Zauberwort.

Sie lächelte, töricht und glücklich.

Das war ja „seine“ Nummer. Manchesmal, seit sie ihn kannte und liebte, hatte sie sein Revier, das heißt: die Gruppe von Telephonnummern, innerhalb deren die seine lag, zu bedienen gehabt. Und natürlich war während ihrer Dienststunden seine Nummer oft verlangt worden. Dann war es ihr immer gewesen,

als sei sie ihm nahe. Und obschon es den Telephonistinnen verboten war, im Lokalverkehr die Gespräche zu belauschen, hatte sie der heißen Begier, „seine" Stimme zu hören, in solchen Fällen nicht ganz widerstehen können. Sie hatte Bruchstücke von geschäftlichen Unterredungen erfaßt und, ohne die Worte zu ergründen oder nur zu verstehen, sich an dem Klange seines Sprachtones förmlich berauscht. Wenn sie aber merkte, daß er von seiner Familie angerufen wurde, fehlte ihr der Mut zu diesem diskreten Horchen, das nicht auf verstehendes Erlauschen, sondern nur auf die Wonne des Klanghörens gerichtet war.

Ihre eigene Stimme zitterte immer ein wenig, wenn sie die notwendigen kargen Worte bei solchen Gelegenheiten sprach.

Und wenn „er" selbst anweckte und in einem sehr liebenswürdigen Tone bat: „Bitte, mein Fräulein, verbinden Sie mich mit der oder der Nummer", dann wurde sie rot vor Freude. Es gilt mir, dachte sie; er ist so rücksichtsvoll, er befiehlt nicht, er bittet, weil er denkt, ich könnte es zufällig sein, die ihn bedient. Und wenn sie sich dann sahen, oder wenn sie ihm schrieb, erfuhr er es, daß sie selbst das bedienende Telephonfräulein gewesen sei. Die Tage, an denen sie seinem Revier zugewiesen wurde, waren ihr leichter. Die Monotonie des Dienstes war aufgehoben. Im Einerlei der Anrufer konnte immer, jeden Augenblick, die eine, geliebte Stimme hörbar werden.

„Fräulein, hören Sie nicht? Siebenzehnvierundvierzig." Das war eine rasche, sehr herrische Frauenstimme, die das sagte.

„Ja — bitte . . ." brachte Hardy ganz unnützerweise heraus, als habe sie mit der Anruferin Gespräche zu führen, „ja — ja . . ."

Als stehe die scheltende Frau vor ihr, hochmütig und imposant, und sähe doch über sie hinweg wie über ein Garnichts.

An der Wand des Vielfachumschalters hinter der Tischplatte mit den Signallichtern standen die kleinen,

dunkeln Nummernlöcher wie winzige Mausschlupflöcher. Dahinein steckte Hardy mit ihren kalten Fingern eilig und unsicher den Stift der Verbindungsschnur.

Und sie horchte, lechzend förmlich. Ihre Kniee waren schwer. Sie fühlte sich elend, weil sie mit verzehrender Wißbegier zudringlich sein wollte. Sie konnte nicht anders.

Er muß es mir nachher verzeihen, dachte sie.

Und fast zugleich wandelte sich dieses kranke, ängstliche Gefühl in helle Freude. Alle Unruhe, die seit heute nachmittag ihre arme, unsichere, unter schwerem Drucke heißliebende Seele nur so emporpeitschte, löste sich in Seligkeit. Sie hörte ja seine liebe Stimme. „Hier Borwin Eggsdorf."

Und die Frauenstimme antwortete: „Ich bin es selbst, Borwin."

„Du, Mama? Was ist denn?"

„Ich bin im Begriff, zu Nottbecks zu gehen. Es ist mir fatal, daß du abgesagt hast. Man wird sehr enttäuscht sein. Was für Gründe soll ich denn angeben?"

„Die gleichen, die ich schriftlich Nottbecks mitteilte: unaufschiebbare Geschäfte."

Das Rendezvous mit mir! dachte Hardy in einem wahren Tumult von Freude und auch von Demütigung, die ihr sogleich in die Freude, sie vergiftend, hineinspielte.

„Ach was, abends nach neun hat man keine Geschäfte," sprach die rasche Stimme.

„Das solltest du von Papas Zeiten her besser wissen."

„Ach, Papa!"

Das klang ungeduldig und fast wegwerfend. Der Ton malte eine ganze Geschichte von Vorwänden und Unglauben in die Luft. Und dann, schnell daran geschlossen: „Laß die Geschäfte und komm doch noch."

„Es tut mir leid, Mama, es geht nicht." Er sagte es sehr bestimmt.

Nein, es geht nicht. Ich soll ihn doch treffen — ich — ich . . . dachte Hardy.

„Und Doraline?“ fragte die Frau.

„Gott — Mama — laß das — am Telephon! Ich bitte dich. Wenn ich dir doch sagte, daß ich heute abend nicht kann!“

„Es ist mir sehr fatal, Borwin. Sehr, das kann ich dir sagen. Hoffentlich verdirbst du dir nichts damit. Aber du hast recht, das ist kein Telephongespräch. Also bis morgen. Schluß.“

Das kleine Licht, das mit seinem stillen Glimmen das Gespräch begleitet hatte, erlosch und zeigte an, daß die Sprechende den Hörer wieder an den Apparat gehängt hatte, daß das Gespräch zu Ende war.

Hardy saß wie versteinert. Was waren das für Reden gewesen, diese letzten? Wer war Doraline? Was sollte er sich nicht durch die Absage verderben? Er war offenbar bei diesen Nottbecks eingeladen gewesen und hatte abgelehnt, um die Begegnung mit ihr zu ermöglichen.

Hardy wußte, wer Nottbecks waren. Sehr reiche, sehr vornehme Leute. Vornehm in der Schätzung der hiesigen Welt. Jede hat ja ihre Matadore. In jeder nach andern Maßstäben.

Aber gewiß, sie waren „beste Gesellschaft“. Ihr einziger Sohn, das wußte Hardy auch, stand im gleichen Regiment wie ihr Bruder Heinz Philipp. Er schrieb zuweilen darüber und ließ sein Mißbehagen durchblicken. Er schien sogar sehr nahe befreundet mit seinem Kameraden Nottbeck, von dem er anfangs geschrieben hatte: „Wir kriegen einen Konzessions-Schultze, namens Nottbeck, ausgerechnet aus eurer Stadt.“ Der Gedanke war ihm offenbar fatal, daß sein Kamerad einmal zufällig auf die arbeitende Schwester des Oberleutnants Heinz Philipp von Arnberg stoßen könne.

Plötzlich fiel ihr auch ein: ja, diese Nottbecks hatten eine Tochter, vielleicht auch mehrere Töchter. Weil der Sohn jener Familie ihres Bruders Kamerad war,

hatte sie sich einigemal unauffällig nach den Leuten erkundigt.

Und diese Doraline hatte irgendwie etwas mit Borwins Absage zu tun? War vielleicht sie es, die sich enttäuscht fühlen würde? Und was sollte Borwin sich durch sein Fernbleiben verderben?

Eine Unruhe ohnegleichen befiel sie und machte ihr den ganzen Körper schwer, als sei er zu überfüllt von Blut und habe jäh ein unnatürliches Gewicht bekommen. Vor Angst begann ihr Herz zu klopfen. Sie fühlte es im Rücken, als poche ein kleiner dumpfer Hammer immer von innen gegen ihr Rückgrat.

Sie wußte nicht, daß eine unklare Eifersuchtsnot in ihr aufwallte. Sie dachte: Es gibt so vieles in seinem Leben, was mir ganz verborgen ist. All die tausend kleinen Fäden kann ich nicht übersehen, mit denen er an seine Umgebung gebunden ist.

Das war schwer zu ertragen. Zu schwer. Das gab ihm den Anschein, als führe er ein Doppeldasein: eines für sie und ihre Liebe, eines für seine Familie und seine gesellschaftliche Umwelt.

Wie unnatürlich, wie ungesund, wie grausam erniedrigend.

Er hatte es ganz richtig herausgefühlt: sie litt zu sehr unter all den Härten, die ihre junge Liebe umgaben wie eine Dornenhecke einen blühenden Garten.

Die Dornenhecke schien aber so unheimlich rasch und hoch emporzuwuchern, daß bald gar keine Sonne mehr in den armen kleinen Garten hinein konnte ...

Hardy seufzte so schwer, wie nur tiefe Qual es kann.

Ihre Nachbarin sah sich rasch nach ihr um. Und sah, daß Hardy ein Briefblatt aus ihrem Schoß aufnahm und es las. Die blonde Anna Behrens hatte aber vorhin gesehen, daß Hardy dieses selbe Blatt schon einmal las. Das tat man ihrer Meinung nach nur mit Liebesbriefen, an denen Augen und Gedanken sich nicht sättigen können.

Ihre robuste Art konnte nicht schweigend über eine Beobachtung hingehen, sondern mußte eine von Teilnahme durchwärmte Neugierfrage daran knüpfen.

„Sie haben heute was, Arnberg. Und wenn man Ihnen was anmerkt, muß es schon was Kolossales sein," sagte sie.

Hardy steckte schnell ihr Briefblatt ein. „Jeder Mensch hat mal irgendeine kleine Beunruhigung," sprach sie, zugleich ehrlich und abweisend.

Anna Behrens schwieg erst einmal. Irgendwie, auf eine ihr selbst nicht klare Art und Weise fühlte sie sich durch die Antwort belehrt und beschämt. Sie kämpfte mit einer kleinen Empfindlichkeit, sagte dann aber plötzlich gutmütig: „Wenn Sie mal 'ne Freundesseele brauchen, Arnberg ..."

„Danke, danke!" murmelte Hardy.

Die letzten Minuten der letzten Stunde des langen, langen Tagwerks verstrichen mühsam.

Die winzigen, runden Glasscheiben auf dem Signaltisch wurden immer seltener von innen erhellt — sie hatten immer weniger Anrufe zu melden. Und es wirkte, als käme nun allmählich die nervös schwirrende Glühwürmchenschar zur Ruhe, und nur noch halb verschlafen hebe da und dort eins manchmal die Flügel wie im Traum und lasse sein Licht aufglimmen.

Die gedämpften Geräusche, die leise auftretende Bewegung schliefen fast ein.

Die Nachtbeamten betraten den Saal.

Und dann auf einmal schwoll eine große Unruhe durch den Raum. Das Vollmondgesicht der Uhr schien fast Ausdruck zu haben. Es lächelte „neun" herab auf die Mädchen.

Die Last der Einförmigkeit fiel jäh von ihnen — die des Tuns, die des Gewandes. In einem unbewußten, großen Aufatmen suchten sie den Übergang zu ihrem Eigenleben.

Die Bänder mit den Kopffernhörern wurden abgenommen, und wie mit einem Schlage sah man ver-

schiedene Gesichter und verschiedene Köpfe. Rauh und zerdrückt waren die Haare, bleich fast alle Gesichter. Aber zuvor waren sie wie gemünzt gewesen von dem einen gleichen Ausdruck stumpfen Horchens, mechanischen Aufmerkens. Das hatte die Blässe noch fahler, die Züge schärfer gemacht. Nun löste das Lächeln, mit dem sie den freien Abend begrüßten, alle Monotonie auf.

Sie hatten aufgehört, Maschinen zu sein, und waren wieder warmblütige Menschen, die sich eilig all dem verschiedenen Inhalt ihres eigenen Lebens entgegendrängten.

Im Garderobenraum hielt Anna Behrens sich auffällig neben Hardy und folgte ihr fast auf den Hacken. Sie wäre so gern mit ihr gegangen, immer noch geplagt von dem Gedanken „was sie wohl hat?", und warmen Herzens von dem Wunsche getrieben, ihr mit ein paar tröstlichen Worten etwas Gutes anzutun. Aus ihrem Weibsgefühl heraus war's ihr ein sicheres Wissen: Hardy Arnberg hatte Kummer oder Sorge.

Sie verging auch förmlich vor Verlangen, endlich einmal ein bißchen was Näheres über Hardy Arnbergs Lebensumstände zu erfahren. Die hartnäckige und doch so gar nicht verletzende Abgeschlossenheit der Kameradin ärgerte sie und imponierte ihr dennoch ungemein. Was sie selbst betraf, so konnte sie nicht schweigen und hatte schon damals, als sie ihre erste Prüfung auf ihr allgemeines Wissen bestanden hatten, Hardy gleich von ihrem Vater erzählt, der eine kleine Anstellung am Gericht habe, und von ihrer Stiefmutter, die wegen der vielen kleinen Geschwister keine Zeit für sie fände.

Heute, wo die Arnberg offenbar ein bedrücktes Herz hatte, hoffte sie sich in ihr Vertrauen hineinbetteln zu können.

Aber unten an der Treppe drehte Hardy, die diese Gefolgschaft gespürt hatte, sich plötzlich um und sagte: „Gute Nacht, Behrens."

Da traute Anna Behrens sich nicht weiter mit,

und um die erfahrene, versteckte Abweisung vor den Kolleginnen zu verbergen, ergriff sie rasch den Arm des nächstbesten Mädchens und zog sie mit sich davon.

Hardy fühlte die feuchte, kalte Luft der Winternacht. Sie legte sich gleich nassen Händen auf ihr Gesicht. Das tat ihr weh. Sie hatte jeden Abend ein wenig Kopfschmerz. Das beständige Horchen, die Unstetigkeit in diesem Einerlei griff ihre Nerven sehr an.

Der gute starke Tee, den die Mutter daheim bereithielt, und das Butterbrot mit dem Ei oder dem Essenrest vom Mittag gab ihr dann etwas von der Frische zurück, die sie jeden Morgen nach gutem Schlaf gottlob wieder in sich vorfand.

Sie war ja zäh. Das empfand sie wie eine Gunst des Schicksals. Vielleicht, dachte sie manchmal, ist Zähigkeit noch mehr als Kraft. Die kann zerbrechen. Ich passe mich immer an. Das ist auch was wert.

Heute abend kam aber der prosaische und sehnsuchtsvolle Gedanke an Mutters warmen, belebenden Tee nicht in ihr auf.

Eine herzklopfende Aufregung befiel sie, kaum daß sie einsam durch die Straßen dahinging. Alle Läden waren geschlossen und die grellen Lichtfluten versiegt, die sonst aus ihnen heraus auf die Bürgersteige kamen wie breite flimmernde Glanzbänder. Nun wirkte die gewöhnliche Beleuchtung als Halblicht. Auch der Verkehr hatte nur noch kümmerliche Nachläufer der vergangenen lebhafteren Stunden zurückgelassen.

Es regnete nicht, aber es war so feucht, daß man bei jedem Atemzug den Mund voll nasser scharfer Luft bekam. Es fror nicht, aber es war so kalt, daß man an eine klare Schneelandschaft wie an eine wohltuende Vorstellung denken mußte.

Hardy war warm und solide angezogen. Zur schwarzen Winterjacke trug sie einen kleinen Pelzkragen mit Tierköpfchen und Schwanz; sie barg die Hände

in einem Muff, den sie fest an sich drückte. Auf ihrem dunkelblonden Haar hatte sie einen bescheidenen, kleidsamen Hut von dunklem Filz. Der fußfreie Rock ließ sie kleiner erscheinen, als sie war.

Schnell und scheinbar sicher in der Haltung einer Dame ging sie ihres Weges. Nicht den Weg nach ihrem Hause, wo die Mutter wartete, nein, den der Brief des geliebten Mannes sie gehen hieß.

Er hatte ihr geschrieben:

„Meine liebe Hardy! Seit vielen Wochen ist es uns kaum vergönnt gewesen, uns mehr als für kurze Augenblicke zu sehen. Deine Briefe haben mich erkennen lassen, wie sehr Du darunter, wie unter der ganzen Lage leidest. Ich fühle mich Dir gegenüber sehr schuldig — schuldlos schuldig, denn ich konnte dem Gefühl, das mich zu Dir zog, so wenig widerstehen wie Du Deiner Liebe zu mir.

Ich muß einmal offen mit Dir sprechen. Ich kann es nicht in Gegenwart Deiner Mutter. Das begreifst Du ohne weiteres. Niemals habe ich gewagt, Dir ein Rendezvous vorzuschlagen. Wenn ich das nun heute tue, nimmst Du von selbst an, daß meine Gründe wichtig sind.

Vergebens habe ich meinen Kopf zermartert, hierfür einen behaglichen und sicheren Platz ausfindig zu machen, den Du ohne Bedenken annehmen könntest. Ich weiß, Du würdest keine Konditorei und kein Restaurant betreten wollen, und überall könnte man gesehen werden.

Es bleibt nur die freie Natur, so rauh sie auch in diesem Augenblick ist. Komm, bitte, gleich nach dem Schluß Deiner Dienststunden in die Anlagen am Stadtgraben, da, wo das Engelmanndenkmal steht.

Ich küsse Dir zärtlich und ehrfurchtsvoll die lieben Hände, voll Dank für das Opfer, das Du mir durch Dein Kommen bringen wirst. B. E."

Schuldig? dachte Hardy. Wie kann er mir gegenüber schuldig sein? Niemals. Wir konnten nicht anders. Wir lieben uns doch. Und sie lächelte, von

einem sinnlosen, sehnsüchtigen Glücksgefühl ganz durchglüht.

Alles, was schwer war, schien plötzlich gar nichts mehr, schien nur klein, nebensächlich, ja, willkommene Prüfung ihrer Liebe, schien nur Gelegenheit, die ganze Hingebung und Selbstlosigkeit ihrer Liebe dem teuern Manne beweisen zu dürfen.

Sie würde ihn nach wenigen Minuten sehen, seine Stimme hören, seine Hand erfassen können!

Nähe und Gegenwart des Geliebten ist alles. Man kann lächelnd den grausamsten Tod erleiden, wenn er da ist. Man ist Heldin vor seinem Auge. Man ist nichts, ein Geschöpf aus Schwächen und Leiden zusammengebraut, fern von ihm.

Das fühlte Hardy. Und sie war sich der naßfrostigen Winternacht nicht mehr bewußt.

Sie überdachte die Geschichte ihrer Liebe. Jede Station darin war ihr wichtiger als der ganze Weltengang. Alle Schicksale ihres Lebens und ihres Hauses waren, so herb sie ehedem geschienen, zu ganz alltäglichen Begebnissen herabgesunken vor dem Wundererlebnis ihrer Liebe. Der Inhalt keiner Minute von all denen, die sie mit dem lieben Mann erlebt hatte, war aus ihrem Gedächtnis geschwunden. Indem sie alle vergangenen immer wieder neu in ihren Gedanken durchkostete, besaß sie seelisch den Mann in einer Totalität der unerhörtesten Art, und manchmal durchschauerte es sie, daß er davon keine Ahnung habe und es, wüßte er es, nicht begreifen würde.

Jede Geste, jeden Blick, jedes Wort von ihm hatte sie in sich aufgenommen und genoß sie in einer Unaufhörlichkeit, die all ihr andres Tun und Lassen zum gewohnheitsmäßigen Erfüllen der Tagesanforderungen herabdrückte.

Durch ihr ganzes Wesen ging als eine beständige Unterströmung der Gedanke an ihn. Er machte ihr ihr Handwerk leicht und schwer. Die Welt himmlisch und grausam. Das Leben lachend und traurig.

Vielleicht, indem sie so sein Dasein in ihrer Phan-

tasie ganz und gar mit dem ihren verwob, hatte sie längst aufgehört, die richtigen Linien seines Wesens zu sehen.

Sie dachte nicht: er ist vollkommen. Aber sie war ihm so mit ihrem Herzen hingegeben, wie man es nur der Vollkommenheit sein dürfte — in dieser höchsten Bescheidenheit, die vielleicht aus dem unbewußten Bedürfnis entblüht, sich klein zu machen, damit der Geliebte größer scheine. Es war, als spüre ihre Seele, daß zwischen zwei Menschen in all ihren Menschlichkeiten dem einen nur der höhere Rang zukommen kann durch die Demut des andern. Völker und liebende Frauen schaffen sich Götter ...

In tumultuarischen, immer wachsenden Seligkeiten ging sie ihren Weg. Und wie eine Wandeldekoration zog dabei der Werdegang ihres Glücks an ihr vorüber.

Auf eine so wunderliche Art hatte man sich kennen gelernt. Fast verlegen, ja geradeaus: sehr verlegen war man in den ersten Augenblicken voreinander gewesen.

Hardy lachte in sich hinein. Vorwin hatte sie und ihre Mutter gewissermaßen „geerbt". Als der alte Eggsdorf gestorben war, der wunderliche und ängstlich kargende Junggesell, der keinem Staat sein Geld anvertraut hätte und der sein ganzes Vermögen in Hypotheken anlegte, um dabei oft genug Hausbesitzer wider Willen zu werden — ja, als der alte Eggsdorf starb, erbten seine Nichte, Vorwins Mutter, und sein Großneffe Vorwin die Reihe kleiner Häuser in der Vorstadtstraße, wo Hardy und ihre Mutter wohnten.

Zwölf kleine Häuser waren es, jedes für zwei Familien eingerichtet, alle in erschreckender Weise so sehr einander gleichend, daß nur die Hausnummer sie voneinander unterschied. Von einer Plattheit der Anordnung und Erfindung, daß sie kein Auge anheimeln konnten mit poesievollen Vorstellungen vom „eignen" Dach und traulichen vier Wänden. Sie verrieten fast brutal ihre Bestimmung, anständigem Klein-

bürgertum eine zugleich billige und praktische, gesund gelegene Wohnung zu gewähren.

Wenn Hardy heimkam, dachte sie oft: Uniformierung ist unser Los geworden ... Und für sie bestand eine genaue Verwandtschaft zwischen diesen zwölf erschrecklich gleichmäßigen Einstockwerkhäuschen, die sich Wand an Wand drückten, und den blauen Telephonblusen mit den roten Biesen ...

Der alte Eggsdorf war in dieser gräßlichen Reihe sitzengeblieben, weil der Bauunternehmer verkrachte. Und er hatte ein vortreffliches Geschäft dabei gemacht. Die „billigen" Wohnungen, die natürlich für ihre Bewohner und für das, was sie boten, immer noch zu teuer erschienen, vermieteten sich leicht, und der sparsame alte Rentier ließ gar nichts machen, was nicht unter Drohungen von ihm als Polizeivorschrift erzwungen ward.

An einem Mittag vorigen Frühlings war's gewesen, als Borwin Eggsdorf zum erstenmal an ihrer Tür klingelte. Sie, Hardy, war gerade zu Haus und öffnete.

Sie sahen einander in unwillkürlicher Überraschung erstaunt an und zwangen beide dies Erstaunen rasch nieder. Hardy begriff nicht, was diese vornehme, hohe Männererscheinung hier bei ihrer Mutter wollte. Er hatte gedacht: eine Dame!

„Ich bin der neue Hausbesitzer," sagte er. „Eggsdorf ..."

„Bitte ..." Und Hardy öffnete die Tür zum Vorderzimmer. Sie wußte ja: man hatte mit einem neuen Hausherrn zu rechnen, und die Mutter sprach schon: „Verschlechtern könne man sich in dieser Hinsicht ja nicht, und der Neue ließe vielleicht malen und tapezieren."

Borwin — er gestand es nachher — ward abermals betroffen. Er kam in das winzige Zimmer und fand es überfüllt von alten Sachen, denen man ohne weiteres eine Familiengeschichte ansah, und die deshalb in diesem engen Rahmen fast erschütternd wirkten. Ölbilder an den Wänden, alte Porträts ohne glänzenden

malerischen Wert, aber kostümierte Charaktererscheinungen, die, nachgedunkelt, wie sie waren, beruhigend und vornehm wirkten. Die steifen Louis-Seize-Möbel hatten einen Überzug, der nicht zu den Bronzebeschlägen und den Buchsbaumeinlagen im goldbraunen Mahagoniholz paßte; man sah: nicht Stilgefühl, sondern der Kostenpunkt hatte bei der Wahl entschieden. Aber auch sie war gewiß vor langen Jahren getroffen, denn der braunschwarz gemusterte Wolldamast war schon sehr verblichen.

Hardy bat Platz zu nehmen und entschuldigte ihre Mutter, die sich nach Tisch stets ein wenig ausruhe. Sie war so rot bei alledem, begriff nicht, warum, und betrug sich doch voll Haltung und Sicherheit, und in dem Gefühl davon beruhigte sie sich nach und nach. Borwin hatte sich dann sehr höflich entschuldigt und gesagt, da alle zwölf Häuser wie ein Ei dem andern glichen, hätte er zur Kenntnisnahme seines Besitzes es sich genügen lassen können, das erste in der Reihe zu besehen. Allein er habe gehört, daß alle Häuser in einem sehr unrühmlichen Zustande der Vernachlässigung seien, und er wünsche, bevor er jemand zur Verwaltung einsetze, einmal von allen Mietern selbst ihre Klagen entgegenzunehmen.

Hardy meinte, sie wolle Mama rufen. Er bat sehr beflissen, die gnädige Frau nicht zu stören. Aber Hardy sagte, Mama habe viel auf dem Herzen, und die drei kleinen Stuben seien alle so schlecht und häßlich tapeziert und die winzige Küche grau, und das mache alles noch schwerer ...

Und da stockte ihre Rede. Sie hatte den wartenden und teilnehmenden Blick gefühlt, mit dem er sie ansah. Sie mußte sich zusammennehmen, um fortzufahren. Und sie, die in ihren Lebensverhältnissen wortkarg und verschlossen geworden war, fühlte sich irgendwie zur aufrichtigsten Mitteilsamkeit gedrängt.

„Wir sind arbeitende Frauen,“ sagte sie frei und sah ihm gerade in die klugen, warmen grauen Augen, „Mutter arbeitet für das Wäschegeschäft von Velbers Söhne, und ich bin Telephonistin. Wir sind vor einigen

Jahren hierhergezogen und fremd in der uns fremden Stadt geblieben. Wir haben gerade diese gewählt, als meines Vaters Tod uns heimatlos machte, weil ... aber das kann Sie nicht interessieren. Ich wollte nur sagen: das bißchen Frische und Behagen in unsrer bescheidenen Wohnung ist das einzige, was wir an Erquickung nach unsrer Arbeit haben. Und daß von Frische, weder der Wände noch des Holzwerks, keine Rede sein kann, sehen Sie wohl. Wir wären auch längst fortgezogen. Aber Umzug kostet Geld und Zeit und Kraft. Es ist mir zu verantwortlich, diese Angelegenheit allein mit Ihnen zu besprechen, Herr Eggsdorf. Ich glaube, es würde meine Mutter ein wenig unterhalten und freuen, wenn sie sich die Tapetenfarben von Ihnen ausbitten dürfte."

Dabei hatte Hardy die Bewegung eines Menschen gemacht, der fortgehen will.

„Lassen Sie Ihre Frau Mutter ruhen, ich bitte darum. Ich sehe ja, es sieht hier recht schlimm aus, und ich muß die geschickten Hände und den Geschmack anstaunen, die trotzdem dies Zimmer so wohnlich gemacht haben."

„Alte Sachen wirken immer."

Borwin erzählte Hardy später, daß er auf diese Bemerkung nicht geantwortet habe, weil eine Frage nach der Herkunft und Geschichte der Sachen einer Frage nach der Geschichte der beiden Frauen gleichgekommen wäre. Und doch sei schon da der warme, fast zärtliche Wunsch in ihm aufgewallt, viel, ja alles von ihr zu wissen.

„Sie werden mir gestatten, gnädiges Fräulein, wiederzukommen. Wann störe ich Ihre Frau Mutter am wenigsten?"

Und Hardy nannte, sie konnte gar nicht anders, einen Tag und eine Stunde, wo sie sicher war, auch anwesend sein zu können.

„Inzwischen überlegen sich die Damen vielleicht alles, was zu machen wäre, und werden sich klar über die Tapetenwahl. Ich werde Probenbücher schicken lassen."

„Sie sind sehr entgegenkommend.“

„Besitzeregoismus. Meine Mutter und ich hoffen, diese Häuserreihe gelegentlich wieder loszuwerden, sei es an einen Unternehmer, sei es an einzelne Käufer. Und da muß ich sie wohl erst einmal in appetitlichen Zustand bringen lassen. Der gute Onkel Eggsdorf war ein wenig Original.“

Das Gespräch drehte sich dann noch eine Weile um die erschreckliche Banalität dieser Behausungen und um die wichtige und lobenswerte Bestrebung der Gegenwart, auch dem Minderbemittelten eine Wohnung von individuellem Reiz zu verschaffen. Dann hätten sie es auf keine Weise weiter ausspinnen können, wenn sie einander nicht in ihrem Betragen auffallend werden wollten.

Nach drei Tagen war Borwin wiedergekommen. Inzwischen aber gingen sie auf der Straße zufällig einmal aneinander vorbei. Vielleicht hatten sie das schon oft getan, ohne einander zu entdecken. Hardy war ja kein Mädchen, das auf ihren Gängen mit hungrigen Augen umhersuchte, ob ihr ein des Anschauens werter Mann begegne. Sie konnte es später gar nicht fassen, daß er ihr nicht schon längst aufgefallen sei, und geheimnißte allerlei hinein von Menschen, deren Schicksal es wolle, daß sie aneinander vorbeistreiften, ohne sich zu erkennen, während doch einer vielleicht den andern aus seiner Einsamkeit erlösen könne. Früher habe sie auch oft gedacht: alles Leben sei ein Warten auf etwas, das nie komme. Aber mit ihm sei das Glück gekommen.

Bei dieser Begegnung erröteten sie beide, und Hardy fühlte sich auf eine verwunderliche und doch wundervolle Art dadurch geängstigt. Dann kam er. Die Mutter hatte damals alle Spuren ihrer Arbeit in förmlich peinlicher Weise weggeräumt ... Immer schämte sie sich ja ihrer ...

Und es war gewesen, als seien Borwin und Hardy schon alte Bekannte.

Hardy litt, weil sie befürchtete, andre Menschen könnten die Art und Haltung ihrer Mutter nie ver-

stehen, nicht dies Gemisch von aristokratischen Allüren und klagender Gedrücktheit und dann diese flackernde Unruhe, die oft durch ihr Auge ging, und die von dem geheimen, dämonischen Warten kam ... Dem Warten auf die große Schicksalswendung.

Aber Borwin schien gar nicht zu bemerken, daß Frau von Arnberg eine peinliche Unausgeglichenheit des Wesens zeigte. Er verstand ihr mit so wohltuendem Takt und so ehrerbietig zu begegnen, daß die Mutter diesen seinen Besuch wie eine gesellschaftliche Abwechslung genoß.

Dann kam eine komische und lustige Zeit, weil in der engen Wohnung Maurer, Maler und Tapezierer sich breit machten. Borwin erschien sehr oft selbst, und die Arbeiten wurden auf fast unwahrscheinliche Weise beflügelt. Es kam Hardys Mutter gar nicht zum Bewußtsein, daß diese Hausbesitzerfürsorge ungewöhnlich sei, daß sie für ihre Miete gewiß keinen Anspruch auf so gute Tapeten, auf eine ganz mit Kacheln bekleidete Küche, auf einen kleinen Anbau mit Badestube und dergleichen mehr hatte. Und wenn sich Hardy dies aufdrängte, so gingen ihre Gedanken flink und scheu daran vorbei.

Sie wußten es beide sehr rasch, daß sie aufeinander zustrebten. Er kam so oft, daß auch Hardys Mutter es endlich auffallend finden mußte. Aber Hardy war ihr dankbar, daß sie ihren Hoffnungen oder ihren Bedenken keine Worte gab, sondern schweigend und wartend zusah. Hardy wußte ja: weniger aus Zartheit als aus Unentschlossenheit.

Es wäre die erste bürgerliche Heirat gewesen, die eine Arnberg gemacht hätte. Und diese Vorstellung ließ ihre Mutter gewiß leiden. Aber Borwin Eggsdorf war ohne Zweifel ein sehr wohlhabender Mann. Und diese Vorstellung tat ihrer Mutter gewiß wiederum so wohl, wie nur dem von Sorgen Gepeitschten die Ruhe tun kann.

Und ein Sommermittag kam. Hardy hatte ihren freien Tag. Die Mutter trieb sie hinaus. Wie gern ließ Hardy sich treiben.

Sie war ja jung wie ein Kind, das jubelnd in den Maitag hinausläuft und alle Blumen abreißen möchte, als könne es damit die Schönheit und die Freude handgreiflich in Besitz nehmen.

Immer war ihr Gemüt bedrückt gewesen, und im stumpfen Einerlei der engsten Daseinsform waren ihre ersten Mädchenjahre vergangen. Nun, wo ihr dreiundzwanzigster Geburtstag schon hinter ihr lag, kam auf einmal die Jugend.

Das war ein andres Jungsein als jenes holde und selbstverständliche einer Siebzehnjährigen! Es war von Erschütterungen einer leidenschaftlichen Dankbarkeit und der vollen Erkenntnis und Bewertung des Glücks durchströmt.

Sie traf an jenem Tage Borwin. Daß es Zufall gewesen sei, wollte Hardy gar nicht denken. Es schien so viel großartiger und geheimnisvoller, an eine gütige, wunderbare, unsichtbare Lenkerhand, die jeden Weg bestimmt, zu glauben.

Er ritt durch den Tannenwald, der harzig roch von all den jungen Sprossen, und dessen sonst still wirkendes Dunkelgrün aufgelichtet schien von ihnen. Als er sie in der Schneise auf dem Rasenwege daherkommen sah, den Hut in der Hand, schwang er sich vom Pferd, und es am Zügel führend, ging er ihr entgegen. Die unerträgliche Spannung in ihnen war so stark, daß sie bei dieser Begegnung gar nicht erst versuchten, eine freie Haltung voreinander zu erheucheln. In stummer Not hielten sie sich an den Händen.

Sie fanden einen Platz am Rande der Tannen, mit weitem Ausblick auf flaches Heidegelände. Da saßen sie nebeneinander. Hinter ihnen hörte man manchmal das leise Schnoppern des angebundenen Pferdes. Riesengroß und hoch über der Heide stand ein blaßblauer Himmel, an dem ein silbrig glänzendes, dickes, weißes Gewölk sehr gemächlich und etwas mühsam sich entlangwälzte.

Irgendwo rief zweimal der Kuckuck. Und dann breitete sich eine feierliche Stille aus; die ganze Weite schien voll davon.

Da nahm er sie in seine Arme, und sie küßten sich in glückseliger Unersättlichkeit.

Seitdem hatte die Zeit Flügel gehabt — oder nein, hatte sie sich nicht vielmehr zu Ewigkeiten gedehnt? Hardy hatte kein Maß mehr für ihren Lauf. Ihr schien es, als habe sie seit dem Anbeginn ihrer Tage nichts getan, als diesen Mann geliebt, und immer nur wirklich gelebt, wenn sie ihn sah.

Er bat nicht mit offenen Worten: Wir müssen noch über unser Bündnis schweigen. Aber sie erriet seinen Wunsch aus dem einzigen Umstande, daß er nicht bei der Mutter um sie warb. Zunächst war sie ihm dankbar dafür. Das gab der Mutter Zeit, sich durch all die Gefühle und Betrachtungen durchzukämpfen, die solche Lebenswendung in ihr wieder wachrief. Für die Mutter gab es keine Einfachheiten, keine rechte Gegenwart. Sie hing haltlos und geängstigt zwischen rettungslos Vergangenem und zukünftigen Möglichkeiten.

Er kam oft zu ihnen, wie er sich seit jener ersten großmütigen Betätigung als Hausbesitzer gewöhnt hatte zu tun, wie ein Bekannter, der gern für ein Viertelstündchen vorspricht. Sie nannten sich „Sie" vor der Mutter. Aber in ihren Blicken und in ihrem Wesen war der Glanz unverhüllter Liebe.

Niemals bat er sie um eine heimliche Zusammenkunft. Sie begriff, daß seine Achtung vor ihr es ihm verbot. Aber sie war schon wie von feierlichen Festen erhoben, wenn sie ihm auf ihrem Berufswege begegnete und spürte, daß diese Begegnung kein Zufall sei. Sie war schon wie durchstrahlt und durchglüht von dem unermeßlichen Glanz der tiefsten Lebensfreude, wenn sie einen seiner herzlichen Briefe empfing. Ihre Liebe war von jener durchdringenden und sich selbst ganz und gar aufgebenden Art, daß sie gar nichts begehrte neben dem Glücke, zu wissen, daß er lebe und zuweilen an sie denke.

Und wenn sie sich auf Hardys Sonntagsmorgenspaziergang einmal trafen — kurze, vorsichtige Mi-

nüten —, ließ der rasche Kuß, das schnelle, zärtliche Wort in ihr einen wahren Rausch zurück.

So war der Sommer und der Herbst hingegangen. Vielleicht war es die rauhe Zeit, die Schuld daran trug, daß man sich seltener traf. Vielleicht seine Geschäfte. Hardy wußte es nicht. Sie fühlte nur, der Mut ihrer Liebe verlor seine jubelhelle Frische.

Langsam erhob sich das Erstaunen: warum klärt sich die Lage nicht? Und die Mutter, die sich durch ihre verworrenen Gemütszustände zu der Einsicht durchgerungen hatte, daß eine Versorgung der Tochter, ehe ihre Jugend verblühe, doch das vernünftigste sei, die Mutter begann zu fragen . . .

Nun ging Hardy zu dieser Zusammenkunft wie ein armes kleines Mädchen aus dem Volke, das seinen Schatz nur verstohlen an Straßenecken oder in den Anlagen treffen kann, weil ihre Liebe kein Heim und kein Recht und vielleicht keine Zukunft hat.

Aber sie ging tapfer und gläubig.

Er hatte sie gerufen! Das war ihr genug.

Die Straße, die sich leise senkte, nahm ein Ende. Sie mündete in eine einseitig bebaute Uferstraße, an deren granitenem Kai Lindenbäume entlang standen.

Das Wasserband des Stadtgrabens blinkte auf, melancholisch und frostig. Schwarz und stellenweise wie Filigran von willkürlichen Durchsichten gefleckt, zogen sich drüben die winterkahlen Anlagen hin. Die Lichter von Gaslaternen und aus erleuchteten Fenstern schimmerten da und dort hindurch, als hätten sie die Aufgabe, zu melden, daß jenseit der Anlagen wieder eine einseitige Straße sich strecke.

Die Lichter hatten Messingglanz und wurden die Ursache, daß die Luft noch schwärzer schien, als sie draußen ohne die Folie der künstlichen Helligkeiten sein mochte.

Nun klang Hardys rascher Schritt klappend wider auf den Platten der gußeisernen Fußgängerbrücke, die hier den Stadtgraben in kurzem, allzu gewölbtem Bogen überschlug.

Und dann noch zehn Schritte links. Vorbei an Rosenrabatten, die unter dicken, daraufgelagerten Tannenzweigen sich warm hielten. Entlang an der immergrünen Mauer einer hohen geschorenen Taxushecke. Sie bog sich bald hinein zum Halbrund, das dem Denkmal Rahmen und Hintergrund war.

Ah — zur Stelle — zur Stelle!

Aus ihrer Brust wallte ein Jauchzen empor — sie nahm ihr überbrausendes Gefühl stark in beide Hände und bezwang sich, damit er es nicht errate, wie fast bis zur Würdelosigkeit die Freude, ihn zu sehen, sie betäubte.

Die Büste des Herrn Engelmann war von goldbrauner, noch gänzlich unpatinierter Bronze und thronte schwer auf einem ofenähnlichen Porphyrunterbau. Drei niedrige, lehnenlose Bänke von dem gleichen roten Gestein standen rechts und links und in der Tiefe des Heckenhalbrundes. Herr Engelmann war — nach seinem Tode — „unser verdienter Mitbürger" gewesen. Wenn der Sonnenschein oder abends das Licht aus der Laterne ihm gegenüber am Rande des Stadtgrabens die Bronze traf, gleißte sie. Und das behagliche Gesicht schien auf das lebendigste den feisten Fettglanz zu haben, in dem es stets rötlich erstrahlte, als Herrn Engelmanns Dasein sich noch zwischen Frühschoppen und Diner bewegte, und als noch kein Mensch ahnte, daß er eines Tages, durch sein überraschendes Testament zugunsten zahlreicher sehr nützlicher, sehr wohltätiger und sehr dringend erwünschter Stiftungen, „unser verdienter Mitbürger" gewesen sein würde.

Auch jetzt, an diesem düstern Abend, lächelte sein Gesicht voll und genußzufrieden. Denn so dicht war der Nebel nicht, daß er schon die kleine Entfernung zwischen der Laterne und Herrn Engelmann hätte mit grauen Schleiern verhängen können. Ja, er lächelte beinahe spöttisch. Als wisse er wohl, daß hinter seinem Rücken etwas vorgehe, von dem er in seiner Lebemannsdiskretion keine Notiz nehmen wolle.

Da standen zwei — ein Mann und ein Weib. Doch nicht in den drängenden, sehnsüchtigen Umarmungen von zweien, die es kaum mehr ertragen, nicht eins im andern aufgehen zu dürfen.

Der Mann umschloß mit seinen beiden Händen fest die Rechte des Mädchens. Und Hardy, von Schwäche überwältigt, in einer jähen Entmutigung, halb ohnmächtig, hatte ihren Kopf vorwärts gegen seine Schultern geneigt. Sie drückte fast ihr Gesicht in den Stoff seines Mantels.

Er hatte sie nicht in seine Arme gezogen und ihre Lippen nicht geküßt bei diesem heißersehnten und zeugenlosen Wiedersehen.

Darüber flutete, von dem furchtbaren Gegenanprall gedämmt, all ihre brausende Freude zurück und wandelte sich in tolle Angst.

Sie wollte irgend etwas Vernünftiges denken. Sich selbst beschwichtigen ... Jawohl, es war sein Respekt vor ihr, der ihn befangen machte und seine Gebärden fast ablehnend. Es erschien ihm ihrer und ihrer Liebe nicht würdig, daß man sich hier traf wie ein Soldat und sein Mädchen ... Aber das Weib in ihr schrie auf: Respekt? Ich liebe ihn, ich liebe ihn! Er kann mich ja treten, wenn er will — nur nicht kalt sein — nicht kalt ...

Er fühlte wohl das stumme Flehen um das Almosen von ein bißchen Zärtlichkeit, das in der Art lag, wie sie ihr Gesicht gegen seinen Oberarm preßte.

Der Ausdruck von gequältem Ernst auf seinen Zügen verschärfte sich noch. „Hardy," sagte er, „ich danke dir, daß du gekommen bist."

Sie schwieg. Sie dachte gar nicht daran, ihn zu fragen, was er von ihr wolle. Daß diese Zusammenkunft irgendeinen ihr noch verborgenen, aber sehr wichtigen Zweck habe, war ihr ganz entfallen. Sie fühlte nur: er ist da — und er küßt mich nicht ...

„Nicht wahr, Hardy, so kann es nicht mit uns weitergehen?" fuhr er fort.

Sie schüttelte den Kopf, hob ihr Gesicht und suchte mit ihren flehenden Blicken seine Augen. Sie sah ihn ganz deutlich. Er stand im Lichtbande, das an Herrn Engelmann vorbei von der Laterne zur Taxuswand ging. Sein Antlitz war das eines rechten Mannes — es schien wohlgebildet, offen, fest, man mußte ein gutes Zutrauen zu diesem Gesicht haben, als dem eines, den man nicht in Unsicherheiten und niemals schwankend trifft.

Und der Blick in diese von ihr vergötterten Züge gab Hardy ein wenig Ruhe zurück.

„Mama," sprach sie, „die arme Mama fängt schon an zu fragen."

Und aus einem ihm ganz und gar unbegreiflichen, geheimen Grunde lächelte sie ihn jetzt an.

Mein Gott, dachte er verzweifelt, wie man ihr gut sein muß, wenn sie lächelt.

Das ganze Gesicht, oft ein wenig bleich und ermüdet und von starkem Empfindungsleben sehr durchgeistigt, wurde so rührend jung und zutraulich, wenn es lächelte. Das hatte er so oft beobachtet. Er ahnte nicht, daß sie ihm eben jetzt all ihr Zutrauen zulächeln wollte als Ausgleich der kurzen, rasenden Enttäuschung.

„Deine Mutter hat ein Recht, zu fragen," sagte er. „Ich hätte mich niemals fortreißen lassen dürfen, dich zu küssen, dir von Liebe zu sprechen, wenn ich nicht unmittelbar daran eine Werbung knüpfen konnte."

„Du hast dich nicht fortreißen lassen — es hat uns fortgerissen ... Liebe kann sich nicht immer bedächtig nach den äußeren Verhältnissen umsehen. Auch unsre werden sich klären. Du wirst mir sagen, weshalb du noch nicht um mich angehalten hast."

Immer fester wurde ihre Haltung. Eine gutgläubige Sicherheit wuchs in ihr: er hatte irgendeine Sorge, und sie war ihm die nächste dazu, die mit ihm zu bereden; es handelte sich um ihre Vereinigung, und ihrer Liebe warteten vielleicht weitere Prüfungen, vor denen er zögernd stand, zögernd, ob er sie Hardy

zumuten dürfe. Sie war zu jeder bereit ... So fühlte sie und bestrebte sich, vernünftig, fast nüchtern zu erscheinen. Er sollte spüren, daß er sich auf sie verlassen könne, daß Tränen und Szenen ihm keinen Kampf erschweren würden.

„Das ist nicht mit zwei Worten zu sagen, liebe Hardy," begann er. Und es war ganz unwillkürlich, daß sie nun auf dem engen Platze hinter dem Denkmal, vor der Bank in der Halbrundtiefe hin und her schritten, bald durch den scharfen Schlagschatten, bald durch das gelbe Lichtband. „Du müßtest meine Mutter kennen, die ich nicht kritisieren kann und darf, in ihrer leidenschaftlichen, ehrgeizigen und sich gegen allen Kummer mit wahrhaft elementarer Kraft wehrenden Art. Du müßtest genau ermessen können, wie sie unter der flotten Lebensauffassung meines Vaters in immer wacher Eifersucht gelitten hat — nicht in Eifersucht der Liebe, sondern vielleicht der Eitelkeit. — Ach, über sie sprechen ist doch schon Kritik ... Aber du müßtest auch wissen, wie sie sich gequält hat, als mein älterer Bruder, der erste Erbe des Namens, auf den sie so stolz ist, der vorbestimmte Chef unsres alten Hauses, ihr Ebenbild, ihr Liebling — ja, als er vor fünf Jahren sich mit einem Mädchen verheiratete, das tief unter unsern Kreisen stand. Büfettdame war sie gewesen in einem Café ... Mutter schämte sich vor der ganzen Stadt ... Eine Versöhnung, ein Familienleben war unmöglich. Mein Bruder ging nach Südamerika — Mutter ließ ihm sein Pflichtteil auszahlen — man darf nicht seinen Namen vor ihr nennen, nicht einmal sagen, daß er dort gut vorwärtskommt — Mutter sagt: „Ich habe genug Ärgernisse und Kummer in meinem Leben gehabt, nun will ich's endlich friedlich und heiter haben.'"

Ah! dachte Hardy in einer bitteren Aufwallung, und nun möchtest du nicht kommen und gestehen, daß du eine arme Telephonistin heiraten willst.

Aber gleich dachte sie weiter: Dies liegt ja anders. Ich bin doch eine Arnberg.

Fast hätte sie es gesagt. Und in der Dunkelheit

stark errötend, bezwang sie sich. Ihr ward bewußt: Diese stolzen Bürgerfamilien der Hansestadt empfanden keinen Unterschied zwischen ihren angesehenen Namen und denen alter Adelsfamilien. Vorwins Mutter imponierten ganz gewiß keine sieben- oder neunzackigen Kronen. Und vor allen Dingen nicht, wenn sie nicht mit Stellung verknüpft waren.

Vorwin wartete vielleicht auf eine Frage, die ihm vorwärts helfen solle. Aber als Hardy so vollkommen schwieg, sprach er weiter. Er wußte, daß er den Mut zur Ehrlichkeit haben müsse. Daß ganz allein die grausamste Wahrhaftigkeit ihn vor sich selbst bestehen lassen konnte.

Er nahm Hardys Hand. Sie standen im Schatten hinter dem Porphyrblock.

„Ich war damals entschlossen, Mutters Zorn zu begegnen, ihre Enttäuschung zu entwaffnen. Ich hoffte, wenn sie dich erst kennen lernen würde, so sollten alle Vorurteile sich in Liebe und Achtung verwandeln. Denn so merkwürdig unmodern Mutter auch geblieben ist — weißt du, sie ist zu stark mit sich und den Wichtigkeiten ihrer geselligen Umwelt beschäftigt und sieht nicht über ihre Grenzen hinaus — Ja, ich dachte doch, Mutter wird begreifen, wie wundervoll das ist, wie du arbeitest ... Aber sieh, damals war Mutter gerade kränklich. Ich glaube, ich sprach manchmal davon. Ich wollte ein wenig warten, ehe ich ihr Erregungen zumutete. Das kann ich vor dir vertreten, Hardy — es war liebevolle Schonung damals — ja, das war es."

Hardy drückte ihm ganz sanft, beinahe tröstend die Hand.

„Entschuldige dich nicht. Du hattest recht. Ich habe an deine Gründe geglaubt, auch als du sie verschwiegst."

Ihr unbedingtes Vertrauen in die Anständigkeit seiner Gesinnung erschütterte ihn tief. „Und du fragst nicht einmal, warum ich auch später noch schwieg?" sprach er.

„Nein. Denn ich liebe dich und glaube an dich."

Er ließ sie stehen. Er ging mit ein paar starken Schritten hin und her. Wie schwer machte sie es ihm, wie schwer. Und wähnte gewiß, daß sie es ihm in bescheidener, ergebener Geduld leicht mache.

Wenn sie doch geklagt hätte! Wenn sie doch leidenschaftliche Vorwürfe erheben wollte! Ihm war, als würden sich ihm dann Wege auftun, die ihn rascher und leichter zum Ziel eines Geständnisses leiten könnten.

Und in der furchtbaren und geheimnisvollen Grausamkeit des Mannes empfand er die einst bewunderte Selbstlosigkeit ihrer Liebe wie eine Last.

Plötzlich stand er vor ihr still.

„Meine Haltung damals — die der ersten Wochen, kann ich entschuldigen. Die der späteren nicht. Nicht vor dir, nicht vor mir! Kind — was soll ich dir erklären. Ich kann es mir ja nicht einmal selber erklären. Immer hab' ich von mir gedacht, ich sei ein Mann — wisse, was ich wolle ... und erlebe Unbegreiflichkeiten in mir. Hardy — ich verdiene deine Liebe nicht ..."

Er preßte ihr sehr heftig kurz die Hand, ließ sie wieder fallen und wandte sich ab.

Hardy stand schweigend — vielleicht erstaunt — oder in einer aufdämmernden, ungeheuern Angst ...

„Ich verdiene deine Liebe nicht" — das waren Worte, die zu andrer Stunde, in andrem Zusammenhang süße Zärtlichkeiten bedeuten konnten. Leise huschten Erinnerungen durch sie hin — so, als höre sie den Nachhall von Liebesgeflüster — ihr war, als hätte sie ihm, als hätte er ihr früher schon einmal die gleichen Worte gesagt. Vielleicht sagt Liebe das immer — weil ihr alle Hingebung als Gnadengeschenk erscheint ...

Nein, dies Wort an sich kam nicht auf sie zu wie drohendes Unheil. Aber wie er es sprach — sein Ton — sein jähes Abwenden — wie einer, der den Anblick der Frau nicht erträgt — wie ein Henker, der sein Opfer nicht ansehen mag ...

Hardy setzte sich mit matten Knieen auf die niedere Bank in der Tiefe des Halbrundes.

Frost schauerte durch sie hin. Vom feuchten Erdboden herauf, aus der Grabeskühle der Steinbank her, von der düstern, nassen Hecke hinter ihr kamen Ströme eisiger Kälte und krochen durch ihre Adern. Sie zitterte.

Sie wollte es nicht sagen — sie dachte gar nicht klar, was sie sagte — und dennoch sprach sie leise: „Du liebst mich nicht mehr?“

Ihm klang es wie eine sanfte, rührende Frage.

Er setzte sich zu ihr und streichelte immerfort die eine ihrer Hände, die er genommen hatte.

„Sieh, Kind — wenn ich das sagen könnte — klar — grausam — das wär' so einfach für mich. Glaub' mir — eine so ungeheure Grausamkeit wäre wie Erlösung. Gäbe meinem Leben Sicherheit zurück. Ich weiß es nicht. Begreife dies Furchtbare: ich weiß es nicht.“

Sie zitterte stärker. Sie schloß die Augen. Sie schien sich gewaltsam fassen zu wollen. Langsam zog sie ihre Hand aus seinen streichelnden Händen fort — so langsam, als koste ihr diese Bewegung eine große körperliche Anstrengung.

Er horchte. Er wußte nicht, wie lange. Er wagte nicht, diese bleierne Stille zu unterbrechen. Ihm war, als schone er dies arme Herz, das er verwunden mußte, wenn er ihm die Wunden langsam beibringe.

Und endlich hörte er eine ganz leise Stimme sagen: „Liebe weiß man doch ... Nicht wissen, ist nicht lieben.“

Die Stimme sagte das so für sich hin, als spräche sie einen Gedanken in die Luft hinein — gleichgültig, wohin die den Schall trägt ...

„Ich weiß es nicht,“ wiederholte er in der Verzweiflung seines Kampfes, „wenn mir das alles ein andrer von sich erzählt, sag' ich ihm: du bist kein Mann! Und doch, Hardy — nach Monaten voll schrecklicher Zustände — ich sage dir, ich dachte manchmal, ich ver-

löre den Verstand — sieh, und ich wollte anständig handeln, gegen dich, vor mir selbst — wenn man in geheimsten Augenblicken daran zweifelt, ob man sich denn noch als Ehrenmann eintaxieren darf — wie komme denn gerade ich in diese Kämpfe?! Immer hab' ich mich für einen fast nüchternen Kopf gehalten. Aber das alles hat ja mit dem Verstand auch nichts zu tun. Es höhnt gegen ihn an. Spottet seiner. Trumpft gegen ihn auf. Alles war stärker als er — als mein Wille ..."

„Du liebst nun eine andre," sagte Hardy ganz stumpf — fast dumm — ja, von einer Art blöden Unfähigkeit befallen, sich zu erregen, sich zu wehren — gelähmt von dem neuen Wissen, das sie noch nicht in sich aufnehmen konnte, das sich vielmehr auf sie warf wie ein Untier, unter dessen Tatzen man sich in Todesfurcht nicht zu rühren wagt.

„Eine andre!" sprach er leidenschaftlich, „ja — nein! Ich weiß es nicht. Ich will nicht lügen. Ich weiß es doch. Ja, ja, ja! Aber ich habe vielleicht nicht aufgehört, dich liebzuhaben, Hardy. Voll Dankbarkeit, voll Andacht, voll Ehrfurcht sind meine Gedanken bei dir — wie oft — wie oft — ich weiß nicht, ob die andre, wenn sie es wüßte, mir das verzeihen könnte — an meine Liebe glauben würde ... Sie wird vielleicht sagen wie du: nicht wissen, ist nicht lieben. Alles drängt mich zu ihr. Und ich sehe, sie wird zerbrechen, wenn ich sie nicht in meine Arme nehme. Und dennoch, Hardy — wenn ich mir eine Zukunft denke ohne dich, ist mir, als müßte ich vor Wehmut weinen ... ich, ein Mann ... und ich höre auf, ein Mann zu sein. Du bist mir wie eine Heilige, Hardy — man wird so ruhig und gut neben dir. Mir ist, als verlör' ich alles Gleichgewicht der Zukunft, wenn ich dich verliere. Und dennoch, dennoch bitte ich dich: gib mich frei ..."

„Ja," sagte Hardy ganz sachte vor sich hin, „ich gebe dich frei."

Und zugleich war ihr, als betäube die Kälte sie, die von allen Seiten in sie hineinströmte. Und sie dachte ganz bewußt: wie ist es hier kalt.

Ihr war, als erlebe sie irgend etwas Furchtbares, das sie nicht ganz begreife. Klar begriff sie nur, daß es sehr kalt sei.

Er legte die Hand über die Augen. Das Wort tat ihm sehr weh. Und weil es so leise und ergeben gesprochen ward, gerade deshalb schwoll der Klang an, immer stärker, wie zum Posaunenton, und dröhnte rufend durch die Nacht und klagte ihn an.

„Hardy," begann er abermals, „ich will dir nicht viel von diesen Kämpfen sprechen. Sie wurden durch die elendesten Äußerlichkeiten erschwert. Sie hatten einen schändlichen Beigeschmack. Ich fürchte, wenn deine Mutter erfährt, daß wir uns trennen mußten, und vielleicht eines Tages hört, daß ich mich mit einem sehr reichen Mädchen verlobe, wird sie bittere Worte haben. Du weißt es, du, daß diese Dinge nicht, gar nicht mit diesem unfaßlichen Erleben verflochten sind. Ja, im Gegenteil, um dieses grausamen Zufalls willen hatte ich so lange gekämpft — fand ich so lange nicht den Mut der Wahrheit. War in furchtbarer Versuchung, unfrei, mit geteiltem Gefühl, doch um dich, um dich zu werben."

Und nach einer ganz kurzen Pause fragte er gedrückt: „Hätt' ich das gedurft? Mit einer halben Lüge? ... Wär' das noch Glück für dich gewesen?"

Sie sann der Frage nach. Es war eine Männerfrage — eine überkluge Frage ...

Ja, schrie ihr Herz, besser halb als gar nicht, und vielleicht hättest du die andre vergessen, die sich zwischen dich und mich gedrängt hat.

Aber sie schwieg. Sie hatte eine dumpfe Empfindung, als ob dies Gefühl nicht groß, nicht erhaben, vielleicht nicht einmal anständig sei. Ihr war, als blute sie, und ihr Leben ströme hin, und sie wolle und müsse sich doch an dies Leben klammern, das so schön, so überwältigend reich an Glück gewesen war. Aber sie schwieg. Es war das einzige an Heldenmut, was sie aufbringen konnte.

Irgendwo hinter der Taxushecke war Lärm. Stimmenklang, der näher kam und wieder kleiner wurde

und sich dann verlor. Und im Rücken der Anlagen, auf der Straße, rollte ein Wagen entlang.

Dann füllte wieder die traurige Stille der feuchten Winternacht das fahle Halbdunkel aus. Um den Bronzekopf Herrn Engelmanns flimmerte ein Astralschein, den die Gasflamme spendete.

Am jenseitigen Ufer des Stadtgrabens huschte die Laterne eines Radfahrers hin und verblitzte.

Hardy erhob sich. Sie sagte: „Es ist sehr kalt. Ich muß nun fort — ich muß nun fort ...“

Er hörte oder verstand ihre Worte nicht. Sie wiederholte noch einmal, in herzzerreißender Einförmigkeit: „Ich muß nun fort ...“

Dies war das einzige, was sie genau wußte, daß sie hier nicht sitzenbleiben konnte; ihr war, als werde sie zu kaltem Stein mit der steinernen Bank. Ihr schmerzte der Rücken vor Kälte.

Ja, sie mußte. Sie mußten sich trennen. Das begriff auch er. Eine heiße Aufwallung stieg in ihm empor. Er hätte sein halbes Leben darum gegeben, wenn er sie in brüderlicher Zärtlichkeit, tröstend, andächtig hätte in seine Arme nehmen dürfen. Tausend gute Worte hätte er ihr sagen mögen. Innigen Dank für all die Liebe und all den Glauben ... Eine Ahnung ergriff ihn, daß große Frauenliebe ein unerhörter Schatz sei und daß dieses Herz ihn wahrhaft geliebt habe. Aber sein Schicksal riß ihn fort. Eine jähe Unruhe übermannte ihn: hätte ich mich besinnen, frühzeitig bewußter dagegen stemmen sollen? Bei der ersten Witterung des beginnenden Zwiespaltes fliehen sollen? Aber wie hätte er fliehen können, ohne brutal zu werden? Wie gebunden ist man an den Alltag. Man lebt nicht in einer Märchenwelt, wo man seinem Roß die Sporen geben und davonsprengen kann, wenn es scheint, als stehe eine Versucherin am Wege. Ach, und seine holde Versucherin war sich der Gefahren, die von ihr ausgingen, so unbewußt.

„Hardy,“ sagte er mit bebendem Stimmklang, „ich tu dir so Schweres an — glaub' mir, auch ich leide ... wie könnte ich dich vergessen ... Wie könnte ich

nur Ruhe finden ... sage mir, kannst du mir verzeihen?"

Er nahm abermals ihre Hand. Er wagte es nicht, die ganze, liebe Gestalt an sich zu ziehen. Er sah Hardys Gesicht klar im Lichte.

Noch einmal nahm er diese Züge ganz in sich auf, die feinen, vornehmen Linien voll stiller Schönheit; die etwas strengen Brauen über den großen ernsten Augen, die doch so lachen und glänzen konnten im Glück, und die roten, geschwungenen Lippen ...

Er sah ein starkes Leben über dieses Gesicht gehen. Sein Herz klopfte. Er hätte hineinsehen mögen in ihr Inneres, um zu erfahren, was darin vorging.

Er wartete. Er sah, wie sich die Augen schlossen, wie die Stirn sich zusammenzog in unaussprechlichen, verschwiegenen Schmerzen, er spürte, wie ein Schwanken durch ihre Gestalt ging, er fühlte, daß die Hand in der seinen wie ein Stück Stein war ... Eine ungeheure Angst ergriff ihn. Sie würde umsinken — sie würde erwachen aus dieser stummen Qual und sich vorwärts, dem Wasser zu werfen — irgend etwas Entsetzliches würde, mußte sich sogleich ereignen ...

„Hardy!" brachte er heraus; beschwörend — von Mitleid wie von Furcht ganz benommen.

Da atmete sie tief auf. Sie öffnete die Augen.

Sie sah ihn an, lange, lange ... in einem unaussprechlichen Gram und in einer Liebeskraft ohne Ende ...

Seine Augen füllten sich mit Tränen, und er biß die Lippen zusammen, um mannhafte Haltung zu bewahren.

„Ich verzeihe dir!" sagte sie klar.

Er wollte etwas sprechen — der Ton gurgelte nur in seiner Kehle.

Sie machte eine Handbewegung — er verstand sie: geh, hieß es, geh!

Fort von dieser Stelle — fort aus meinem Leben ...

Geh! Es war kein zorniger Befehl — eine Bitte — die letzte vor dem Zusammenbrechen aller Kraft.

Er konnte ihr nicht gehorchen, es war ihm, als sei er an ihre Nähe gebunden; ihm fehlte auch der Mut, sie hier einsam stehen zu lassen. Und als er so zögerte, sah sie ihn noch einmal an ...

Immer, wenn er später an diesen Blick zurückdachte, war ihm, als sei er voll Mitleid gewesen ...

Dann senkte sie das Haupt und schritt an ihm vorbei wie an einem Fremden.

„Hardy!" schrie er leise auf.

Aber sein Ruf hielt sie nicht mehr. Sie ging mit gleichmäßigen Schritten in die Nacht hinein.

Sie wanderte gleichsam — wanderte immerfort — immerfort — als sei ihr aufgegeben, in ein neues Land und in ein neues Leben zu wandern. Als sei sie aus dieser Welt verjagt und müsse nun den weiten Weg gehen in eine andre, wo es keine Sonne, kein Glück mehr gab.

Sie war so müde. Ihre Füße waren so schwer. Die steinerne Kälte, die ihr den Rücken fast zerbrach, wollte nicht aus ihren Gliedern weichen. Aber sie mußte wandern — wandern.

Sie bemerkte gar nicht, daß sie die ganzen Anlagen, die die innere Stadt wie ein Ring umgaben, umschritt.

Sie wanderte nur immerfort, gedrückt von der bleiernen Last eines einzigen Gedankens, den sie herumtrug mit sich, und den durch das Leben zu tragen fortab ihr eigentlicher, einziger Daseinszweck schien. . . .

Und endlich auf dieser Wanderung voll dumpfer Verzweiflung, endlich mußte sie naturgemäß wieder bei dem Engelmanndenkmal ankommen.

Mit seinem lebendigen Fettglanz auf dem sauberen Bronzegesicht lächelte es noch immer daseinsfroh über den Stadtgraben hin, über dessen schwarze Wasser jetzt eine schuppige Bewegung ging mit kurzen, rasch und vielgestaltig wechselnden Diamantreflexen.

Vor diesem harmlosen Denkmal erschrak Hardy, wie man vor Zeugen erschrickt.

Sie erwachte aus ihrer Betäubung.

Und fühlte auf einmal eine so tödliche Erschöpfung in ihrem ganzen Körper, daß sie sich davor entsetzte, wieder weitergehen zu müssen.

Sie blickte geängstigt umher ... Hier, hier hatte sie ihn noch gesehen und gehört ... Nun war er fort ... Sie sah ihn niemals mehr. Er war fort. ...

Sie schluchzte und sank auf die Bank nieder, wo sie vorhin gesessen und ihr Todesurteil gehört. Sie weinte vor sich hin.

Auf einmal fiel ihr die Mutter ein. Und die späte Stunde. All das Drum und Dran des Lebens. O, sie hätte es für sich allein haben mögen, es still und heimlich tragen wie ein Unglück, dessen man sich schämt.

Sie erhob sich. Sie hastete weiter. Es waren gewiß noch zwanzig Minuten zu gehen bis nach Haus.

Ein leerer Wagen begegnete ihr. Schon wollte sie ihn anrufen. Da fielen ihr all die kleinen banalen Umstände ein: Sie hatte nur wenige Pfennige in der Tasche und konnte keine Nachtdroschke bezahlen; die Anfahrt eines Wagens würde die Mutter, die gewiß schon in Sorgen verging, entsetzen.

Sie begann fast zu laufen. Und bog endlich in die Tannenstraße ein, wo die zwölf gleichen Häuser am Fußsteige sich hinreihten, eine Wachtpostenkette des Kleinbürgertums, und mit den gleichen philiströsen und anmaßenden Beobachtergesichtern das Leben an sich vorbeiziehen ließen.

Auf dem Flur schon stürzte ihr die Mutter entgegen, außer sich. „Es ist nach elf ... Um Gottes willen ... was ist — was ist ...? Und wie siehst du aus ...?“

Sie betastete ihr Kind, als könne sie von der Winterjacke die Geschehnisse abfühlen, durch die Hardy gegangen war.

„Verzeih, Mutter,“ murmelte Hardy. Die ältere

Frau war aber keine von denen, die erst einmal still sorgen, wenn sie sehen, daß jemand zusammenbricht. Sie wollte auch zugleich schon wissen, warum denn der Zusammenbruch ...

Und während sie Hardy aus der feuchten Jacke half und ihr Hut und Pelzkragen abnahm, den kaffeeschwarz gewordenen Tee aus der Ofenröhre herantrug und einschenkte, fragte sie, zwischen einer vorwurfsvollen und einer geängstigten Stimmung hin und her schwankend, was denn geschehen sei.

Hardy netzte ihre Lippen ein wenig mit dem gallenbitteren heißen Trank. Dann legte sie ihren Kopf erschöpft zurück. Und nun sah die Mutter erst ganz deutlich, wie blaß und zerstört das Gesicht war, wie schwarz die Schatten unter ihren Augen.

„Ich hatte eine Zusammenkunft mit Borwin, Mutter.“

„Ah — das ist aber! ... Das, Hardy! ... nein — es ist unerhört — unpassend ...“

Hardy machte eine Handbewegung — sie lächelte ein wenig — in unendlicher Verachtung so geringfügiger Dinge.

„Mutter,“ sagte sie, „er mußte mich sprechen — das mußte er — es ist alles vorbei — alles — für immer.“

Die Mutter schrie leise auf. Dann stand sie entsetzt — aber sie war nicht die Natur, sich lange vom Schreck bändigen zu lassen. Sie mußte klagen, sich empören, fragen ... an dem Unabänderlichen rütteln ...

Hardy hatte es gewußt, als sie sich nach Hause schleppte, daß sie sprechen müsse. Daß ihr die armselige Wohltat, schweigen zu dürfen, vorenthalten werden würde. In die eigene Not begann sich ihr nun die bittere Enttäuschung der Mutter zu mengen. Es zerbrach sie fast, zu denken, daß das gelobte Land der Sorglosigkeit, in das die Mutter schon so sicheren Blicks hinübergesehen hatte, sich nun wieder in grauen Nebel auflöste.

Sie log nicht. Sie sagte der armen, vom Dasein

so rastlos Gehetzten nur die Wahrheit: daß Borwin erkannt habe, seine Liebe sei nicht von der echten, rechten Art und sein Gefühl nicht stark genug, um mit ihr sich für immer verbinden zu können. Aber sie verschwieg, daß er in einem furchtbaren Zwiespalte zwischen ihr und einer neuen Liebe sich durch diese von ihr fortgezogen fühle.

Die Mutter, ohne nur von fern zu ahnen, daß sie mit tausend Grausamkeiten die Tochter folterte, konnte nichts begreifen. Sie sah ja ihr Kind, wie sie es kannte: als ein Geschöpf voll erlesener Eigenschaften, selbstlos, rein, bescheiden, stolz, schön, frühgereift in so vielen Prüfungen. Und solche Werte konnte ein Mann von sich werfen? Wie war das zu verstehen? Nein, man konnte es nie verstehen. Und wie denn: um ihr das zu sagen, erbat er eine Zusammenkunft? Er wählte nicht den milderen, den höflicheren, den schicklicheren Weg, ihr zu schreiben: gib mir mein Wort zurück? Er wagte es, ihre Tochter, eine Eberhardine von Arnberg, im Dunkel eines kalten Winterabends zu einer Zusammenkunft zu bestellen wie ein kleines Mädel aus dem Volke ...?

Immer weiter trug ihr Jammer sie, hin bis zum Zorn ...

Hardy fühlte wohl dunkel: Zorn ist Kraft. Zorn erleichtert, hilft ...

Aber sie konnte die Erregungen der Mutter nicht durch dies Ventil sich verdampfen lassen.

Die Schmähworte trafen sie zu hart.

Sie begriff plötzlich mit dem tiefen Wissen der liebenden Frau, warum Borwin so gehandelt habe.

„Mutter, versteh' das doch. Wie leicht wäre das für ihn gewesen, schreiben. Wie feig. Wie ein Schuß aus dem Hinterhalt ...“

Mehr konnte sie nicht sagen. Sie spürte die Zustände seiner Seele — erkannte deutlich, daß er nicht nur um ihretwillen litt — daß er an sich litt — durch sein Schwanken zu Zweifeln am eigenen Werte gekommen war — daß es ihm ein unerhört schweres Erlebnis war, sein Gefühl als wandelbar, ja schlimmer,

als zwiespältig erkannt zu haben — daß es für ihn bedeutet hatte: männlich handeln, indem er den Mut fand, ihr Aug in Auge die Wahrheit zu gestehen ...

Aber all das, was ihr Herz erriet und verstand, wollte sie nicht mit lauten Worten von ihm aussagen.

„Feig? ..." murmelte die Mutter. Ja, das war auch ihr ein schlimmes, unadliges Wort. Sie sann dem nach, als sei sie auf dem Wege, zu verstehen ...

Und da glaubte Hardy den Augenblick gekommen, für sich und ihre Liebe und ihre Leiden um Barmherzigkeit bitten zu dürfen.

„Mutter," sprach sie mühsam, „tue mir die Liebe ... laß uns so wenig wie möglich davon sprechen ... ich will versuchen, es allein zu tragen ... Du sollst nicht viel Geduld zu haben brauchen mit mir ..."

Ihre Stimme wollte in einem Aufschluchzen vergehen. Und noch einmal nahm sie sich zusammen und setzte leise und fest und feierlich hinzu: „Ich habe ihm verziehen!"

Das war vielleicht eine Bitte, verzeih ihm — auch du, verzeih ihm ...

Die Frau stand erschreckt — wie von einer Unfaßlichkeit jäh betroffen. Mit großen Augen starrte sie die Tochter an. Sie hielt den Atem an ...

Und aus dem elenden Gesicht, das von tödlicher Müdigkeit und unerhörten Leiden ganz gealtert schien, begegnete den großen, zornigen Augen der Frau ein tiefer, flehender Blick ...

Wie sehr sie sich glichen, Mutter und Tochter.

Und wie ganz und gar nicht sie sich glichen in diesem Schweigen, wo sich zwischen ihnen ein Abgrund auftat. Die gleichen Züge trugen diese Gesichter. Aber die der Älteren waren von bitteren Energieen geschärft, von diesen machtlosen Energieen einer oft Getretenen und sich immer Aufbäumenden. Die der Jungen von erhabenem Leid wie verklärt.

„Verzeihen ..." brachte die Frau endlich mit fast

zischenden Lauten hervor, „verzeihen — i ch i h m? Nie — nie!! Und du — du kannst es auch nicht. Mach dir nichts vor . . . Verzeihen! Das ist ein übermenschliches Wort . . . Ja, übermenschlich — das kann man nicht, wer es sagt, lügt — lügt sich was vor . . .“

Hardy stand auf. Sie konnte sich nicht mehr wehren. Gegen kein Wort und kein Gefühl. Ihre Kraft war zu Ende.

Nur Stille und Dunkelheit — all ihr Unglück drängte sich in diesen einen Wunsch zusammen.

Und in ihr körperliches Elendgefühl hinein dämmerte auch die Erinnerung, daß morgen wieder ein Tag sei — ein Arbeitstag, an dem ihre Gedanken und ihre Kräfte nicht ihr selbst gehörten — die Lasttiergewohnheit bekam Gewalt über sie. Sie wußte plötzlich genau: morgen früh um acht Uhr hebt mein Dienst wieder an.

Die Mutter ging mit eilenden Füßen hin und her im Zimmer — dem zornigen Tempo ihrer Gedanken mit der ganzen Körperhaltung Ausdruck gebend.

„O,“ sagte sie fast triumphierend, „solche Sachen gehen denn doch nicht so einfach hin. Ich werde an Heinz Philipp schreiben. Wir sind denn doch noch keine schutzlosen Frauen. Dieser Mensch weiß doch, daß dein Bruder Offizier ist. Hat er denn nicht daran gedacht, daß dein Bruder Rechenschaft und Worthalten fordern könnte?“

Hardy stand an der Schlafstubentür noch einmal still.

„Mit dem Degen? . . . Mutter!“

Vor dem Blick und dem Ton sanken die auftrumpfenden Gedanken sogleich in sich zusammen. Ja, ja, dachte die Frau, damit macht man die Liebe nicht wieder lebendig, und ein erzwungenes Wort müßte man ihm ja doch wieder vor die Füße werfen.

Und plötzlich, das Kleinlichste fast grotesk an das Größte knüpfend, sagte sie gehässig: „Wir ziehen aus. Ich will nicht mehr unter seinem Dach wohnen.“

Hardy hörte es. Sie zog ein wenig schmerzlich das Gesicht zusammen, als sei ihr Kopfweh nun bis zur Unerträglichkeit gestiegen.

Sie sagte nichts mehr. Sie wußte: all das endlose, enge Leid des plagevollen Lebens hatte ihrer Mutter die große Haltung zerbrochen. Sie wußte, nun schlichen die Gedanken ihrer Mutter wieder auf den Dornenwegen hin und standen aufatmend an Gräbern und hoffend, lauernd an der Schwelle eines, der noch lebte ...

Ruhelos ging Frau von Arnberg hin und her in den bewegten Falten ihres vertragenen, dünnen schwarzen Kleides; die Finger der Linken vorn in den Stoff vor der Brust gekrallt, die hängende Rechte zur hohlen Hand gebogen.

Vom Tisch her sah still die Lampe diesem Raubtiergange zu — und ließ ihren Schein bald über den Stoff des linken Oberarms gleiten, bald, wenn die Frau sich wendete, beleuchtete sie die helle Innenfläche der hohlen Hand.

Die Frau dachte in einer ungeheuren Sammlung all ihrer Geisteskraft nach. Sie suchte den Triumph, der so etwas von einer Rache in sich birgt — genoß ihn vorweg.

Sie spürte herum nach den Möglichkeiten, die ihn ihr für sich und ihr verschmähtes Kind bringen sollten, könnten. Als Siegerin, reich, vornehm, in allen Daseinsbedingungen jenem Manne weit, weit überlegen, wollte sie eines Tages an ihm vorübergehen. Und das Gefühl auskosten: er bereut — er schämt sich ...

Nur Geduld mußte man haben. Nur Geduld. Das Schicksal war ja auf dem Wege!

Sie hörte es herankommen, seit Jahren, in seinem wunderbaren, ungeahnten, überwältigenden Gange ...

Wenn sie noch daran dachte, wie sie, Armgard von Ullhorn, die arme Beamtentochter, den fast unbemittelten jungen Offizier geheiratet hatte! Warum eigentlich? Wahrscheinlich aus der Monotonie des Lebens heraus, im Drange nach seinen Erfüllungen

und Sensationen. In dem jämmerlichen östlichen Grenzstädtchen war sie zu jener Zeit als einziges heiratsfähiges Mädchen gewesen und Heinz Philipp von Arnberg, der als Adjutant beim Bezirkskommando dorthin kommandiert war und aus einer sehr bescheidenen Garnison kam, der einzige standesgemäße, heiratsfähige junge Mann. Die Leere der Umwelt, die brennende Jugend in ihren Adern trieb sie aufeinander zu. Heinz Philipp hatte ein kleines Kapital; ihr Vater konnte mit den mühsamsten Anstrengungen zusammenbringen, was daran zum Kommißvermögen fehlte. Auf solcher finanziellen Basis heirateten sie. Irgendeine andre Zukunftsaussicht als die Karriere des Mannes war nicht vorhanden. Damals standen noch fünf Anwärter zwischen dem Fideikommiß der Arnberg und dem Leutnant Heinz Philipp. Gesunde, verheiratete Männer waren einige davon. Alles Sprößlinge eines gemeinsamen Urgroßvaters, der den Besitz, der schon zu seinen Zeiten alter Familienbesitz gewesen, in ein Fideikommiß umgewandelt hatte. Aber sie hatten sich im Laufe von mehr als anderthalb Jahrhunderten so weit voneinander entfernt, daß sie keine verwandtschaftlichen Beziehungen unterhielten. Wenigstens war Heinz Philipp, der letzte Sproß des jüngsten Sohnes jenes Stifters, von solchen ausgeschlossen. Er war auch zu arm und fühlte sich zu unbedeutend, um sich den andern Arnbergs je bemerkbar zu machen. Sie kannten seine Existenz ja aus dem Almanach der uradligen Familien und hätten ihn suchen können, wenn es sie dazu trieb. Aber es fehlte jegliche Veranlassung.

Vier Jahre nach ihrer Verheiratung geschah es, daß das Fideikommiß infolge des Todes des sehr alten Herrn Dieter von Arnberg, der nur Töchter hatte, auf den nächsten Anwärter, seinen Neffen Dieter Philipp, überging. Damals wurde Heinz Philipp zu einem Familientag eingeladen. Allein er war zu arm, um sich die Reise gönnen zu können. Aber bei dieser Gelegenheit gingen seine Gespräche mit seiner Frau die Familienzusammenhänge durch. Und ihre rasche

Phantasie stellte alles lebendig hin, und sie begriff, daß nach menschlicher Berechnung ihr Gatte oder ihr Sohn niemals in den Besitz kommen würden. Sie sprachen neidlos und wunschlos davon, wie man von Märchendingen spricht, die einen wohl interessieren, aber eben nur als Unterhaltung.

Aber dann — dann geschah eines Tages etwas Grauenerregendes — etwas, das den Atem benahm: Dieser Dieter Philipp und sein Söhnchen verunglückten beide bei einer Eisenbahnkatastrophe, die damals alle Gemüter entsetzte, weil sie zwölf Menschen das Leben kostete und Folge eines beinahe unfaßlichen Versehens beim Signalisieren gewesen war. Der arme, kleine Kerl war gleich tot. Sein Vater folgte ihm nach hartem Siechtum bald.

Oh, noch in dieser Nacht, wo sie so ruhelos wanderte, all ihr Mutterleid in Zorn und Auftrotzen gegen das Geschick auflösend, noch jetzt und jeden Tag und jede Stunde erinnerte sie sich des dämonischen Schrecks, der damals so seltsam, fühlbar, wie mit tausend Ameisenfüßen frostig über ihre Haut gegangen war.

Man kannte die Toten nicht. Fast war es im Gespräch eine erhebende Wichtigkeit gewesen, daß sie der gleichen Familie, wenn auch einem ganz andern Zweige, angehörten. Und man mußte menschliche Teilnahme empfinden, wie konnte man anders. Dies sprach doch zu aller Herzen.

Und dennoch, dennoch zuckte eine rasende Vorstellung auf im Hirn der Frau . . .

Jetzt standen nur noch ihrer drei zwischen dem Besitz und ihnen!

Aber Heinz Philipp, der ein vornehmer und maßvoller Mann war, hatte seiner Frau verwehrt, dergleichen auszusprechen. Denn als es einmal schien, als läse er in ihrem flackernden Blicke ihre Gedanken, sprach er lange und ruhig davon, daß nach dem nunmehrigen Inhaber Philipp Arnberg, dem kränklichen, alten Großonkel des eben Verstorbenen, noch Lebrecht Philipp käme, und daß es auch noch Dieter Arnberg gäbe.

Lebrecht Philipp hatte Frau und Kinder, Töchter, aber warum sollte er nicht noch Söhne bekommen? Dieter war ganz jung. Fast noch ein Knabe damals, nur etwa zehn Jahre älter als ihre eigenen Kinder.

Vordem hatte sie mit einer überraschenden Genauigkeit alle Arnbergs auf ihre verschieden geartete Zusammengehörigkeit hin benennen können. Sie wußte, in welcher Weise sie als Vettern, Großvettern und so weiter zusammenhingen, kannte ihre Lebensalter, die Familiennamen ihrer Frauen.

Nun aber verschwand dies alles. Sie wußte und dachte immer nur ganz einfach: Auf Philipp folgt Lebrecht Philipp, auf Lebrecht Philipp folgt Dieter und auf ihn mein Mann — mein Mann . . .

So wiederholten ihre Gedanken das, wie ein Kindergedächtnis monoton etwa die deutschen Kaiser hersagt.

Aber der alte Herr Philipp, der fast schon ein Sterbender schien, als er den Besitz antrat, lebte zäh noch manches Jahr, und es schien, als sei das Eisenbahnunglück, das so folgenschwer die Familie Arnberg damals mitbetroffen hatte, ein singuläres, blind zuschlagendes Schicksal gewesen, wie es eben immer und überall einmal auftritt.

Für die Frau Armgard waren es schwere Jahre. Ihr Mann kam einmal aus dem Manöver mit einer bösen Lungenentzündung nach Hause, deren Folgen so hartnäckig blieben, daß man ein Stück Kapital opfern mußte für einen Winter in Davos. Für den Sohn hatte man eine Freistelle im Kadettenhaus erlangt. Die Tochter wuchs heran und wollte viel lernen. Davos hatte wohl seine Schuldigkeit getan, aber immer bedurfte der Familienvater besonderer Kost und Pflege. Und ein Soldat aus innerstem Beruf und von freudiger Begabung war er gewiß nicht. Auch in seiner Jugend entschied die Freistelle im Kadettenhause seinen künftigen Lebensgang. Offizier werden — das war von allen Berufen, die für ihn in Frage kommen konnten, noch immer der aussichtsreichste und standesgemäßeste und billigste.

Was Frau Armgard in verzehrender Furcht hundertmal im voraus erlitten hatte, geschah: ihr Gatte hatte wohl zur Not eine Kompanie führen können, ein Bataillon vertraute man ihm nicht an. Mit Hauptmannspension und Majorstitel trat er aus der Front zurück in die Stille eines dürftigen Lebens. Noch während seiner Versuche, irgendeine geldbringende Wirksamkeit zu finden, brach er, von den Sorgen und der Einförmigkeit eines notvollen Daseins überwältigt, zusammen. Zwei, drei Jahre zogen sich seine Kämpfe um ein bißchen Atem hin. Als er starb, war das Kommißvermögen so ziemlich verbraucht.

Und über all diesen Mühseligkeiten vergaß doch Frau Armgard keinen Tag das Fideikommiß und die Arnbergs. Sie wußte, daß Lebrecht Philipp immer noch keinen Sohn hatte, sie fand es gehässig vom Schicksal, daß ihr Mann noch vor dem uralten Philipp hatte dahin müssen — aber endlich starb auch er, und Lebrecht Philipp zog mit seinen beiden Töchtern auf Arnberg ein. Er war ein Mann in den besten Jahren. Er nahm eine zweite Frau, als die Mutter seiner Töchter ihm entrissen wurde.

Als Frau Armgard von dieser Wiederheirat hörte, ward sie fast krank. In all der Plage um ihr bißchen Brot hatte sie sich ja an dem einen, einen Gedanken erhoben — wenn es doch eines Tages möglich würde.

Ihre Lage war von einer grausamen Klarheit. Sie bekam achthundert Mark Pension und besaß noch zweitausend Mark von ihrem Kapital. Eberhardine konnte in dem westpreußischen Nest, wo man lebte, keinerlei Berufsstudien machen; es gab dort weder Lehrerinnenseminare noch sonstige Bildungsanstalten. Selbst die Bücher, mit denen die Tochter sich allein weiter zu bringen hoffte, kosteten mehr, als die Mutter bezahlen konnte. Heinz Philipp, der Sohn, war in der Selekta. Er sollte sich nun eine Waffe wählen. Von Wahl konnte ja eigentlich keine Rede sein; man mußte „Königszulage“ zu erwirken versuchen und ein

Infanterieregiment in einer ganz einfachen Garnison erstreben.

Es war eine Zeit voll düsterer Gedrücktheit.

Und lauernd, geängstigt, erbittert wartete Frau Armgard, ob die zweite Frau des Herrn Lebrecht Philipp ihm einen Sohn schenke ...

Sie beschloß, mit ihrer Tochter in die fremde, ferne Handelsstadt zu ziehen. Sie sagte: weil wir dort unbekannt arbeiten und verdienen können. Sie dachte: weil es die nächste wirklich große Stadt zu Arnberg ist ...

Es war ihr, als beziehe sie einen Wachtturm ... Als könne sie von da dem Geschick besser auf die wirkenden Finger sehen, belauschen, ob der Webstuhl sause oder stillstehe ...

Ihr Sohn überraschte sie mit einer Nachricht, die ihren Stolz empörte und sie dennoch mit heißer Genugtuung erfüllte. Sie kam selten einem Geschehnis gegenüber in eine einheitliche Stimmung. Alles, was sie erlebte, hatte ja auch schillernde Farben ...

Er hatte sich in einer Unbefangenheit erstaunlicher Art an den ihm persönlich völlig unbekannten Herrn Lebrecht Philipp gewandt, seine Armut dargelegt und angefragt, ob nicht irgendeine Arnbergsche Familienstiftung bestehe, aus deren Fonds ihm eine Zulage zu gewähren sei. Bevor er Infanterist werde, wozu er keine Lust habe, wolle er doch hören, ob denn keinerlei Möglichkeit für ihn bestehe, Husar werden zu können.

Und Heinz Philipp wußte so gut wie sie selbst, daß keine solche Familienstiftung bestand. Sonst hätte man sie längst — längst in Anspruch nehmen dürfen und müssen ...

Herr Lebrecht Philipp hatte kurz und ernst und gütig geantwortet. Er habe sich nach der Begabung und dem Fleiße des jungen Arnberg erkundigt und Hoffnungsvolles gehört. Eine Familienstiftung bestehe nicht. Aber als derzeitiges Haupt der Familie bewillige er Heinz Philipp eine Jahresrente von dreitausend Mark.

Hardy schämte sich der Unverfrorenheit ihres Bruders und der Unwahrheit, die in seiner Anfrage gelegen. Aber die Mutter war doch von einem jämmerlichen Grame befreit, dem, auch die Jugend des einzigen Sohnes in Entbehrungen sich zerreiben zu sehen. Ihre Freudentränen wuschen ein wenig von Hardys Verstimmung gegen den Bruder fort. Die Mutter hatte, je nach den wechselnden Zuständen in ihrem Gemüt, bald der Tochter in ihrer stolzen Feinheit, bald dem Sohn in seiner kecken Tat recht gegeben.

Fast vergaß sie über dieser erleichternden Wendung ihr Warten . . . Aber eine neue, unheimliche Begebenheit peitschte ihre Gedanken auf.

Lebrecht Philipps zweite Frau gebar eine Tochter. Es schien, daß der fanatische Wunsch, dem Gatten einen Sohn zu schenken, ihre Nerven überreizt hatte; sie sollte ohnehin aus einem dekadenten Geschlecht stammen; kurz, sie wurde in eine Irrenanstalt gebracht, und am selben Tage erschoß sich Lebrecht Philipp.

Ein unheimliches Geschick schien die Arnbergs zu umkreisen.

Aber Frau Armgard fürchtete es nicht.

Hier ging sie wieder in der Nacht, mit raschen, leisen Schritten in den bewegten Falten ihres schwarzen Kleides, und hatte das triumphierende Gefühl: das Schicksal arbeitete für sie! Es tat ausgleichende Arbeit. Auf und ab steigt das Leben. Zwei, drei Generationen sind die einen im Glanz aller irdischen Güter. Dann werden sie zurückgestoßen, hinein in die unübersehbaren Kolonnen der Beladenen. Und andere steigen empor und greifen nach den Kränzen und setzen sie sich aufs Haupt.

Große, alte Geschlechter fielen ihr ein — und wenn sie auch, von weitem und außen gesehen, unerschüttert weiter blühten: in ihrem Rahmen änderte sich doch alles fort und fort. Die Vermögen zerteilten sich und wurden dünn und dünner bei den einzelnen Zweigen. Oder verdorbene Glieder sanken ab. Oder die körperlichen und geistigen Begabungen gingen zurück.

Nun war bei den Arnbergs die Stunde nahe, wo die Linie, die so lange im Schatten, in heimlichem Proletariat sich hingefristet hatte, emporstieg . . .

Dieter von Arnberg wurde Herr auf Arnberg, Probsthagen, Wühlsdorf und Münchow! Und ihr Sohn, ihr Heinz Philipp, war der Nachfolger . . . Es stellte sich heraus und erklärte noch nachträglich ein wenig die Bereitwilligkeit, mit der Lebrecht Philipp dreitausend Mark ausgeworfen hatte, daß der Fideikommißinhaber dem nächsten Anwärter, falls er nicht des Inhabers eigener Sohn sei, solche Rente zu zahlen habe. Das stand in den Familienstatuten so geschrieben.

Nun zersorgte Frau Armgard sich an neuen Fragen: wie sollte es werden, wenn Herr Dieter heiratete und Söhne bekam. Der Mann war dreiunddreißig Jahre alt . . .

Aber schon sehr bald zeigte es sich, daß auch Herr Dieter voll Großmut diese Möglichkeit bedachte und offenbar die Grausamkeit nachempfand, die es gewesen wäre, den jungen Offizier in solcher Furcht dahinleben zu lassen.

Heinz Philipp erhielt eine Urkunde, in der ihm die Rente bis zum Major zugesichert wurde, auch wenn Dieter Söhne bekäme.

Das war nun drei Jahre her. Eine verwandtschaftliche Herzlichkeit hatte sich zwischen den beiden Männern mit dem gemeinsamen Ururgroßvater keineswegs entwickelt. Heinz Philipp war ein einziges Mal zur Jagd auf Arnberg geladen gewesen.

Hardy fürchtete, ihr Bruder habe sich nicht die Sympathieen Dieters erobern können. Sich bei dem Fideikommißinhaber lieb Kind zu machen, war doch sicher Heinz Philipps Bestreben gewesen. Schon allein um der Vorteile und des Ansehens willen — zwei Momente, die alles Tun und Lassen Heinz Philipps bestimmten. Und wer wußte, ob Dieter Arnberg-Arnberg das nicht durchschaut hatte.

Die Mutter schalt sie wegen dieser Furcht aus. Nein, die abwehrende Haltung Dieters gegen seinen

derzeitig einzigen Nachfolger hatte natürlich ganz andre Gründe. Tiefe, begreifliche Gründe. Er fühlte das Geschick der Arnberg über sich — er wußte — es war ihm bestimmt, Platz zu machen — wie die andern ihm hatten Platz machen müssen... ihm ahnte, es lag Unheil über seinem Leben... Das Schicksal schob Heinz Philipp mehr und mehr in den Vordergrund... Die Stunde war nahe, wo der ganz der Sieger sein werde. Sein Anblick mußte dem Dieter wie eine ewige, geheime Drohung sein...

So füllte sie das Leben mit geheimnisvollen Vorstellungen und dämonischen Mächten. Phantastisch und grausam, geduldig und leidenschaftlich zugleich.

Und sie wartete. Sie wußte es fast gewiß: unerkennbar bleibende, unerwartete, ganz merkwürdige Verkettungen würden Dieter gegen seinen Willen hindern, zu heiraten... Oder wenn er es, dem Geschick trotzend, dennoch wagte, zu heiraten, bliebe er kinderlos... Und er würde, er durfte, er konnte nicht alt werden...

Sie kannte ihn nicht... Sie begehrte heiß und instinktiv vom Zufall die Gunst, daß sie diesen Mann nie, n i e sähe... Als spüre sie, daß ihre Gedanken ihm das Leben nicht gönnten — als müsse sie darüber vor Scham vergehen, wenn sie ihn leibhaftig sähe...

Und dennoch wartete sie...

Ungeduldiger, verzweifelnder als je in dieser Nacht.

Weil ihr Mutterherz empört war. Weil ihr Kind litt. Weil sie in einer heillosen Verwirrung ihrer Gefühle dunkel die Vorstellung hatte, als bedeute es Trost und Genugtuung, vornehm und reich vor dem Manne dazustehen, der ihr Kind verließ...

Arme Mutter — arme Mutter — Es war ihr nicht gegeben, weich und in Tränen leiden zu können.

Sie litt in Bitterkeiten...

Und Hardy weinte leidenschaftlich in ihr Kopfkissen hinein.

Ist denn Verzeihen wirklich so übermenschlich? dachte sie.

War es nur ein großes Wort gewesen, das der furchtbare Augenblick ihr entriß?

Wie eine heilige Eingebung war es über sie gekommen, daß sie mit diesem Wort ihm die letzte, die höchste Liebe beweisen könne...

Und noch einmal weinte sie es in der Nacht ihm zu: Ich verzeihe dir — ich...

⊕ ⊕ ⊕

Vor dem Südertor, am Schmuckplatz, wo die im Sommer prickelnd emporsteigenden Wasser des Springbrunnens in die Erde zurückgesunken schienen und auf niedrig umgitterten, verfärbten Rasenflächen seltene Sträucher unter Schutzkasten überwinterten, lag das große, weiße Haus vor dem düsteren Hintergrunde des kahlen Gartens im vollkommenen Schweigen der Nacht. Die lautlosen Wipfel der Linden standen um das blauschwarze, gebrochene Dach. Die Sandsteinpfeiler des großen Gittertores trugen in kunstvollen schmiedeisernen Gehäusen je eine Gaslaterne. In der einen brannte die blanke Flamme und warf Licht auf die dicken, schwarzgrünen Lindenstämme, auf die kleine Freitreppe mit den abgerundeten Ecken und die helle Hausmauer.

Der Wind zischte dann und wann durch die Scheibenritzen in die Laterne hinein; dann strich der Lichtschein mit ausholender Bewegung weiter nach rechts über die weiße Wand und erhellte auch die ferneren Stämme.

Die mächtige Haustür krönte ein bildhauerischer Schmuck, dessen Mittelstück das Patrizierwappen der Eggsdorf bildete.

Gerade über ihm war das mittelste Fenster in der Hausfront noch erhellt. So matt drang aber der Schein durch die Vorhänge, daß ein etwa Vorübergehender hätte den Eindruck haben können, da oben werde Krankenwacht gehalten.

Borwin saß dort mit aufgestützten Ellbogen, die Handfläche gegen die Stirn drückend. Er starrte immerfort auf seine Schreibtischplatte nieder, in Ge-

danken verloren. Jeden zehnmal wieder durchgehend; immer neu das gleiche begrübelnd . . .

Nun, da die Stunde hinter ihm lag, vor der er sich seit Wochen gefürchtet hatte, konnte er gar nicht begreifen, woher ihm der Mut gekommen war, und er zweifelte sich an und die Anständigkeit und Richtigkeit seiner Handlungsweise. Wochenlang hatte er gefühlt: schreiben ist feig! Nur ein wahrhaftiges Geständnis Aug' in Auge kann mich vor ihr, vor mir selbst bestehen lassen.

Und nun deuchte ihm, als habe diese Zusammenkunft in der rauhen Winternacht, auf den Wegen der Anlagen, wo die Liebespaare aus dem Volke sich treffen, als habe sie einen ganz unwürdigen Charakter gehabt . . .

Ihr, ihr hatte er das zugemutet! Ihrer Vornehmheit und stillen Würde . . . Unerhört . . . Und doch — wie hätte es anders sein können — bei der unseligen Enge ihres Lebens? In ihrem eigenen Heim? Mit dem Ohr der Mutter nebenan? Undenkbar . . . Wie gut, wie groß von Hardy, daß sie gekommen war . . .

Er stellte seinen Konflikt vor sich hin.

Gewiß, er war nicht so unerhört. Wie mancher Mann steht zwischen zwei Frauen. Das Gemüt findet Heimat und Ruhe bei der einen. Da kommt eine heiße Aufwallung sinnlicher Begierde und drängt zu einer andern.

Jawohl, ein ganz alltäglicher Konflikt. Jeder scheint einfach, wenn man ihn auf seine simple Linie zurückführt. Jeder wird schwer durch all die Dinge und Bedenklichkeiten, die um ihn sind, die in ihn hineinspielen.

Wie hatte es zuerst seinem Mannbewußtsein wohl getan, daß er mit seiner Liebe Hardy und ihre Mutter aus der Dürftigkeit und dem Kampf ums Brot eines Tages werde herausheben dürfen.

Und wie wollte nun gerade seine Selbstachtung zerbrechen, wenn er an Hardys Armut dachte. Wie viel unerhörter schien sein Gefühlswandel, weil es ein

arbeitendes Weib war, von dem seine Sehnsucht sich abgewandt hatte ...

Unterdrückten noch Leiden zuzufügen, was gehörte dazu! Wie viel Grausamkeit! Welch schändlicher Mut!

Und er hatte diesen Mut gehabt, er, der all sein Hab und Gut hätte hingeben mögen, um Hardy ein bißchen Lebensglück zu verschaffen.

Nur sich selbst konnte er nicht mehr geben! Ja, es erschien ihm fast unbegreiflich, daß er daran einmal gedacht, es warmen Herzens gewünscht hatte.

Er hatte herzliche Achtung, Empfindungen, die ihm jetzt brüderliche Zärtlichkeit zu sein schienen, für Liebe gehalten, anders konnte es ja gar nicht sein, deuchte ihm.

Er kam nicht darüber zur Erkenntnis, wie sehr in diesem Zwiespalt, vom Augenblick des Entstehens an, alle Nachteile auf Hardys, alle Vorteile auf seiten der jungen Doraline gewesen waren.

Die eine sah er selten und bei kurzen, unfreien Begegnungen. Auf der Straße sah er sie in ihrem schlichten Arbeitskleide, wenn sie abgespannt von ihrem zerreibenden Berufe heimkam; oder er sah sie in der engen Wohnung, zusammen mit der stets nervös erregten Mutter, vor der er verlegen war. Niemals, seit jener ersten Stunde im sommerlichen Walde, hatten sie in voller Freiheit sich lachend und glückselig wieder küssen können, und weil die Stimmung jenes Rausches nie genährt und neu geweckt werden konnte, wandelte sich alles erst in Sehnsucht und dann in Gedrücktheit.

Die andre aber sah er fast täglich in all ihrer holden Jugend und Sorglosigkeit. Sah sie bei Festen und im Rahmen einer großen, behaglichen Häuslichkeit. Sah sie in einer wahrhaft rührenden Offenherzigkeit stürmisch auf sich zukommen.

Er wußte, ihr sei der Abend heute verdorben gewesen, weil er nicht gekommen war. Er fühlte, daß ihre Eltern und sie selbst und seine Mutter und die ganze Gesellschaft darauf warteten, daß er um Doraline werbe.

Er dachte: Wie konnte ich! Ehe Hardy mich freigegeben hatte! Er war sich gar nicht bewußt, daß er nie mit klaren, bindenden Worten zu Hardy von der Zukunft gesprochen. Er hatte ihr gesagt: „Ich liebe dich." Dadurch fühlte er sich an sie gebunden.

Nun war er frei ... Aber er saß hier nicht wie ein Befreiter, und ihm war gar nicht gut zumute.

Er wollte an Doraline denken. Er zwang seine Gedanken förmlich, ihm ihre Persönlichkeit herbeizuzaubern. Aber es war beinahe, als sei die leidenschaftliche Sehnsucht nach ihr, die ihm in den letzten Wochen in allen Adern brannte, ganz erloschen.

Er war völlig beherrscht von der Rührung über Hardy.

Er ahnte, daß dies große Wort „ich verzeihe dir" nicht in heldenhafter Aufwallung gesagt worden war, daß es vielmehr aus tiefen, demütigen Leiden heraufkam.

Es erschütterte ihn. Er begriff, daß er die Offenbarung höchster Weiblichkeit gesehen hatte.

Eine grenzenlose Dankbarkeit erfüllte ihn.

Er dachte an Hardy mit fast religiösen Empfindungen.

Und er fühlte klar: die Achtung vor ihr und ihrem Schmerz verbot ihm, sofort mit hastigen, begehrlichen Händen nach der andern zu greifen.

Es wäre ihm gewesen, als hätte er an einem Grabe freien wollen.

Er wollte fort, verreisen, ein paar Wochen lang sich besinnen. Ein geschäftlicher Vorwand zu so plötzlicher Abwesenheit ließ sich erfinden — ihm fiel gerade im Moment ein sehr glaubhafter ein: die Reederei Eggsdorf hatte in der letzten Zeit vielerlei Ärgernisse mit den Frachtdampfern ihrer spanisch-englischen Linie gehabt. Noch gestern früh hatte er seiner Mutter davon erzählt und gesagt, es scheine wünschenswert, daß jemand hinreise und die Agenten in den Häfen kontrolliere, die von jener Linie angelaufen wurden. Seine Mutter war noch Teilhaberin der Firma und wollte immer von allen Geschehnissen erfahren. Da sie für

kaufmännische Dinge nur ein halbes Verständnis besaß und sich schon aufregte, wenn die Börse auf Gebieten flau war, die die Firma gar nichts angingen, gewöhnte sich Vorwin, für sie alles ein wenig zu gruppieren. So bekam sie das Gefühl, unterrichtet zu sein, und störte nicht so viel durch unnütze und oft gar nicht zu beantwortende Fragen.

Ja, also nach England und Spanien wollte er morgen abreisen, der Mutter sagen, es seien zwar nicht beunruhigende, aber dringliche Nachrichten gekommen, die ihn selbst hinriefen.

Morgen? Heute, denn gerade schlug die Uhr zwei. Die klaren, runden Silbertöne schwellten durch den Raum. Zwei Uhr morgens? Ob auch Hardy so wachte in der Nacht? Gewiß, gewiß, aber nicht in der mildernden Einsamkeit, wie sie feierlich und ungestört um ihn war und seine schweren Gedanken empfing gleich einer schweigsamen Wohltäterin. Neben Hardy wachte eine erbitterte, vom Schicksal viel geschlagene Frau. Und wieder kam er sich roh und grausam vor und litt von seiner Tat.

Und fühlte doch: sie war eine Notwendigkeit gewesen.

Wie konnte er, wie konnte er mit Hardy an den Altar treten in Lügen?

Und nun auf einmal flammte all seine Verliebtheit für Doraline jäh und heiß in ihm auf, so stark, daß er hier in der Nacht errötete, sei es vor Verlangen, sei es vor Beschämung.

Er sah sie, wie er sie damals zuerst gesehen.

Irgend jemand, vielleicht seine Mutter, hatte gesagt: die jüngste Nottbeck ist aus der Pension zurück, ich will dich vorstellen. Es war bei einem Wohltätigkeitsfest im Garten bei seiner Mutter gewesen, also eigentlich in seinem eigenen Heim. Die jungen Damen wußten vor Übermut sich gar nicht zu lassen und tollten an dem schönen Septembernachmittag in ihren Bauernkleidern umher und zwangen die Herren, ihnen Blumen und Kuchenherzen abzukaufen. Doraline, mittelgroß und wohlgestaltet, wenn auch nicht eben zierlich, sah

köstlich drall und frisch aus, und das grüne Tuch war sehr kokett um ihr krauses, fuchsiges Blondhaar gelegt. Ihr offenes Gesicht hatte den Ausdruck kindlicher Unbefangenheit. Die blauen Augen lachten. Um den leuchtend weißen Hals trug sie ein billiges Glasperlenkettchen, ihrer Kostümierung gemäß.

Borwin hatte sich, widerwillig genug, aus Rücksicht auf seine Mutter und als Hausherr bewegen lassen, an der ihm so zwecklos scheinenden Sache teilzunehmen. Nun machte es ihm ein merkwürdiges Vergnügen, dies muntere, hübsche und überraschend unverbildete Kind ein wenig zu beobachten. Und sie hatte sich auf den allerersten Blick völlig und besinnungslos und ganz unbesorgt in ihn verliebt. Seine Mutter, die es von Doralinens Mutter erfahren, erzählte es ihm eines Tages, als er schon selbst begriffen hatte, daß er es nicht ertragen würde, dieses Mädchen einem andern Manne zu lassen, als er schon mitten in seinem harten Zwiespalt stand.

Er sah nun auch: jedermann fand, daß er und Doraline wie füreinander vorbestimmt seien; daß die Eggsdorfs und die Nottbecks sich verschwägern müßten. Eine nach allen Richtungen hin passendere Verbindung konnte es gar nicht geben.

Seine Mutter und Doralinens Eltern wurden oft darauf angeredet. Und sie antworteten mit der Offenheit, die sicherste Hoffnung gibt: Nicht wahr, es wäre reizend, wenn die beiden sich fänden.

Und weil Doraline ja noch ein wenig jung sei, begriff man, daß die Sache sich etwas hinauszöge. Vielleicht wollte Borwin ihr erst einen Winter voll Freiheit gönnen.

Er erfuhr dies alles durch seine gesprächige Mutter wieder und hatte viel Not, ihre vorwärtsdrängenden Fragen und Bitten abzuwehren.

Und Doraline, für die es selbstverständlich war, daß sie seine Braut werden würde — wie ganz elementar zeigte sie ihm, daß es für sie keinen gäbe außer ihm. Wie neckte man sie mit ihm, sogar in seiner Gegenwart. Wie war ihr ganzes Wesen ge-

tragen von der jubelnden Vorfreude auf die nächste Zukunft.

Wie hätte auch sie, die sich in aller Naivität für sehr liebenswert und begehrenswert hielt, die wußte, daß eine Nottbecksche Tochter nur zu wählen habe, wie hätte sie auf den Gedanken kommen können, daß er zaudernd in schweren Kämpfen vor ihr stehe.

Nein, das sah er wohl, ihre Liebe wurde nicht durch die leisesten Zweifel beunruhigt:

Wie aus diesem allen tausend Fäden wurden, die ihn fortzogen von Hardy!

Manchmal dachte er: man läßt sich nicht fortziehen, wenn man wahrhaft liebt. Und suchte nach einem Namen für die Empfindung, die ihn zu Hardy geführt, da es doch keine echte Liebe gewesen sein konnte.

Er fand keinen.

Er hörte endlich auf, über den Zwiespalt zu grübeln, und trug ihn als dumpfen Druck, dem er entrinnen müsse, wenn das Leben wieder lebenswert werden solle.

Er fühlte nur immer das eine ganz stark und klar: Wahrhaftigkeit gegen Hardy sei seine Mannespflicht — darin lag für ihn fast etwas Entsühnendes. Wahrheit ward zur Selbstzüchtigung.

Er sollte sich klein und wandelbar zeigen vor einem Herzen, dem er ein Gott war...

Es war geschehen. Er hatte den schmerzlichen Mut gehabt.

Und sie verzieh ihm. Verzieh! Zorn von ihr, Vorwürfe von ihr hätten vielleicht seinen Trotz aufgeweckt, und er hätte vielleicht die Stimme seines Blutes mit großen und überzeugenden Worten vor sich und vor ihr zu verteidigen vermocht.

Aber ohne Bitten und Kampf, still und voll Würde gab sie ihn frei. Und sie verzieh ihm...

Das legte ihm neue und nie verlöschende Pflichten auf gegen Hardy. Heilig mußte ihm die Erinnerung an sie bleiben. Und wie strahlend sich auch seine Zukunft gestalten würde, er durfte und wollte

nie vergessen und vor sich verleugnen, daß dieses reine und selbstlose Herz ihm eine Liebe gewidmet hatte, an die er mit andächtiger Dankbarkeit zurück dachte ...

Und diese Nachtstunden wurden ihm zuletzt wie eine wehmutsvolle Wacht bei einer Hingeschiedenen ...

Am nächsten Morgen reiste er. Vorher suchte er seine Mutter an ihrem Frühstückstisch auf, wo sie in all ihrer Lebendigkeit mit ihrer Gesellschafterin noch einmal den gestrigen Abend durchsprach und alle kleinen Schwächen ihrer Bekannten auf das vergnüglichste in Ton und Geste nachzuahmen wußte. Fräulein Hintze lachte ohne Heuchelei, und die Aufrichtigkeit ihrer Heiterkeit gab Frau Sophie Eggsdorf das erfrischende Gefühl, daß ihre Plauderkunst noch immer auf alter Höhe stehe. Sie nahm die Ankündigung von Borwins plötzlicher Abreise ohne den übellaunigen Widerspruch entgegen, den er gefürchtet hatte. Ja, sie sagte vielmehr mit einem gewissen strategischen Überblick: „Im Grunde ist es ganz nett so — gewisse Dinge zögern sich dadurch vier Wochen hinaus ... Im Moment haben wir auch noch genug vor ... Allerlei Diners. Und dann hörte ich gestern abend: Vielhofs silberne Hochzeit ist in vierzehn Tagen und wird großartig gefeiert — wir können also nicht verderben — nich, Fräul'n Hintze? Dann paßt es ja wunderschön, wenn nachher eine Verlobung wieder frisches Leben bringt."

„Leben" — das hieß für sie: Vergnügungen.

„Also reise glücklich, Borwin. Und gute Geschäfte, hörst du! Geschäft ist die Hauptsache. Wenn die Frauen gern Geld ausgeben mögen, müssen die Männer es verdienen — nich, Fräul'n Hintze? — Und bei einer gewissen jungen Dame will ich deine Abwesenheit plausibel erklären und ihr an deiner Statt sozusagen den Hof machen. Bitte, noch Tee, Fräul'n Hintze — na also: Fare well, mein Sohn."

Und nachdem er sie auf die Stirn geküßt hatte, nickte sie ihm, als er an der Tür zurücksah, nebenbei noch einmal zu. Das etwas scharf gewordene, regel-

mäßige Gesicht lächelte hell. Der wohlfrisierte, grau-haarige Kopf neigte sich mehr huldvoll als gerade mütterlich.

Vier Wochen lang hing er dann sein Dasein an Kursbücher, Segellisten, ineinandergreifende Verbindungen. Vier Wochen versuchte er kaum etwas andres zu überdenken, als geschäftliche Fragen. Vier Wochen lang schlief er fast jeden Tag in einem andern Bett oder lag endlose Nächte in engen Schiffskojen, halb wachend dem Puckern der Maschinen und dem Wasser nachhorchend, das hart gegen das Ochsenaugenfenster klatschte.

Zuweilen kam ihm vor, als sei schon ein Menschenalter verflossen seit jener Stunde ... Ganz unwahrscheinlich weit lag alles zurück und nahm das Wesenlose eines bloßen Traumes an.

Und dann kam der Tag der Rückkehr. Von ihm an gerechnet, wurde das Leben so fieberhaft unruhevoll, daß es Borwin manchmal schien, als sei die hastvolle Reise ein beschauliches Idyll gewesen.

Er warb um Doraline, und diese seine lang erwartete Werbung war wie ein Signal, auf das hin sich ein Zustand um ihn herum entwickelte, den er mit einem ewig kreisenden Karussell verglich, und der ihm so unerträglich war, daß schnelle Heirat die einzige Rettung daraus schien.

Erglühend in Glückseligkeit hatte Doraline sich in seine Arme geworfen. Sie war ein temperamentvolles kleines Menschenkind. Und als Braut von einem leidenschaftlichen Verlangen nach Zärtlichkeit. Das äußerte sich so naiv, war so elementar, daß es den Mann in einen Rausch versetzte und ihm alle Gleichmäßigkeit der Stimmung nahm. Seine Verliebtheit schlug ihm fast über dem Kopf zusammen, dennoch fühlte er, daß er, als der reife Mann, dafür zu sorgen habe, daß sie nicht das Schauspiel eines geschmacklos zärtlichen Brautpaares gäben. —

Seine Mutter strahlte, war sehr zufrieden und dachte in der Hauptsache über alle Feste nach, die zu Ehren

des Brautpaares zu veranstalten seien. Da ihre Verwandten sich schon oft genug Bemerkungen über ihre nie erlahmende Lebensfreudigkeit erlaubt hatten, war sie nun froh, für alle nächsten Jahre sagen zu können: „Meine junge Schwiegertochter muß amüsiert werden."

„Eine liebere Tochter hätt'st du mir nicht bringen können," sagte sie lobend, „alles paßt: Erziehung, Familie, Vermögen. Und hübsch und vergnügt ist sie obenein. Die Eltern sind nett. Nottbeck spielt vorzüglich Bridge. Sie spricht ja 'n bißchen viel — nich, Fräul'n Hintze? — aber was sie sagt, hat Hand und Fuß."

Vorwin mußte sich auch mit der neuen Familie einleben. Das war nun nicht schwer. Generalkonsul Nottbecks waren sehr ausgeglichene Menschen und hatten einen förmlichen Dunstkreis von Behagen um sich. Sie besaßen ein paar Millionen; aber sie waren durch ihren Reichtum nicht zu Zahlenfexen geworden, und es weckte nicht von fern ihre Eifersucht, daß andre mehr Geld hatten. Ebensowenig regten sie sich über die Armut andrer auf, denen sie vielleicht hätten helfen können oder müssen. Ihre Ansicht war, daß man das Leben und seine Umstände nehmen müsse, wie alles nun einmal lag.

Der Mann bewunderte nichts auf Erden mehr als die Klugheit und Umsicht seiner Frau und lebte in einer freudigen Abhängigkeit von ihr.

Sie, ein wenig untersetzt, fuchsblond wie Doraline, feist und flink, nahm auch jedes Ereignis gleich fest in die Hand.

„Einen liebern Schwiegersohn hätt'st du mir nicht bringen können, Dorli," sagte sie lobend und küßte die Tochter schallend auf die Backe, „mit dem wird sich leben lassen. Und wie stattlich er aussieht. Alles paßt auch: Familie, Vermögen. Die Mutter ist eine scharmante Frau, ich denke, du wirst mit ihr auskommen. Regieren zu lassen brauchst du dich aber nicht von ihr. Habt ihr Rat nötig, ihr junges Volk, bin ich ja da. 'n bißchen viel spricht sie, das ist wahr, aber was sie sagt, ist amüsant."

Doraline und ihre Natürlichkeit berichtete dies wörtlich an Borwin. Und er mußte in sich hineinlächeln.

Nottbecks hatten noch eine Tochter, die fast vier Jahre älter als Doraline war. Es hieß immer, daß Irma Nottbeck, allzu wählerisch, sich noch nicht zum Heiraten habe entschließen können. Sie war schöner als Doraline, schlanker gewachsen, von feinerem Gliederbau. Und, wenn auch wahrscheinlich ebenso temperamentvoll wie diese, doch nicht ein solches Naturkind. Im Gegenteil verrieten ihre funkelnden und herrischen Blicke, die tiefen Winkel des üppigen Mundes und ein gewisses, überlegenes Lächeln allerlei von nachdenklichen Beschäftigungen mit den geheimnisvollen Lebensfragen.

Borwin fand und suchte auch kein näheres Verhältnis zu der Schwägerin. Mädchen dieser Art waren ihm wenig angenehm.

Aber Irma umkreiste in halb spöttischer Anteilnahme neugierig das Brautpaar. Es schien, daß sie, die sich schon oft genug hätte verloben können, doch geärgert war durch das Liebesglück der jüngeren Schwester und aus diesem Ärger heraus Doraline piesackte. Wenigstens kam es recht oft vor, daß Doraline zornig und leidenschaftlich in Borwins Armen weinte und allerlei unzarte Neckereien der Schwester beklagte, die Verliebtheit „albern" fände. Borwin selbst fühlte sich oft irgendwie geniert durch die mokanten Beobachterblicke der schönen Irma.

Den einzigen Sohn und Bruder der Familie sollte er erst bei der Hochzeit kennen lernen. Zur Verlobung hatte der Leutnant Nottbeck aus irgendeinem Dienstgrunde keinen Urlaub bekommen können.

Doraline erzählte eifrig von Bruder Fritz, wollte ihn dem geliebten Manne nahebringen. Er sollte alles lieben, was zu ihr gehörte. Jeder seiner Gedanken mußte — nach ihrer Auffassung und ihren Ansprüchen — ganz und gar ausgefüllt sein von ihr und ihren Angelegenheiten.

Husar? Und die Garnison? Borwin, als er zuerst

davon hörte, suchte in seinem Gedächtnis nach. Plötzlich wußte er es: Hardys Bruder stand in dem gleichen Regiment und in der gleichen Garnison. Das Regiment war auf zwei kleine benachbarte mecklenburgische Städtchen verteilt.

Er empfand dies sofort als ein peinliches Zusammentreffen. Aber dann dachte er wieder: was habe ich mit dem Offizierkorps zu tun, dem mein Schwager angehört; ich werde seine Kameraden nicht kennen lernen, wenn ich nicht extra in seine Garnison reise, was sich ja auf das leichteste vermeiden läßt.

Sehr wenige Wochen nach der Verlobung kamen die beiden Mütter des Paares schon in eine recht gereizte Stimmung gegeneinander.

„Ich versteh nicht, wie Doralines Mutter nur die Unverfrorenheit haben kann, mich aus dem Hause treiben zu wollen! Natürlich, nach dem Testament gehört es dir. Aber du wirst als guter Sohn deine Mutter nicht aus den Räumen jagen, in denen sie sich seit fünfunddreißig Jahren gefiel. Fräul'n Hintze meint auch, das kannst, das wirst du nicht. Nich, Fräul'n Hintze? Ich hätte der Frau Generalkonsul gern alle Gründe aufgezählt, die es vernünftiger machen, wenn ihr Jungen euch ein kleines Haus mietet. Aber die Frau läßt ja andre Menschen nicht zu Worte kommen."

Vorwin beschwichtigte seine Mutter, sagte, er werde sie gewiß nicht aus dem Hause jagen; anderseits aber seien die Räume so sehr reichlich und groß, daß es Last für sie sein müsse, sie allein zu haben. Vielleicht könne das junge Paar oben und sie unten wohnen, was sie doch jetzt auch schon tue.

Frau Generalkonsul Nottbeck redete, unter den wohlgefälligen und zustimmenden Blicken ihres Mannes, auf Vorwin ein: „Du bist der Chef! Dir gehört das Haus! Es wäre doch eine Verschwendung, wenn du dir ein andres mieten wolltest. Was soll eine alte Frau, die sich doch über kurz oder lang aus dem gesellschaftlichen Leben zurückziehen muß, die doch wohl hoffentlich bald kein Pläsier mehr daran hat, riesige

Diners und Bälle zu geben, was soll die mit so viel Räumen?! Ich finde es überhaupt immer und in allen Dingen vernünftiger, wenn die Alten der Jugend aus freien Stücken Platz machen. Wenn wir mal alt werden, haben wir hoffentlich die Einsicht. Deine Mutter ist doch fünfundsechzig. Ich staune ihre Lebenslust an. Wenn ich mal fünfundsechzig sein werde, danke ich Gott, wenn's still um mich sein kann. Das alles hätt' ich deiner Mutter gern gesagt. Aber — wenn du es nicht übelnimmst, Borwin — sie läßt ja keinen Menschen zu Worte kommen."

Borwin sagte, daß er gewiß die Absicht habe, Verschwendung zu vermeiden und alle Interessen zu vereinen. Es scheine am vernünftigsten, daß beide Parteien das Haus bewohnten, dessen weite Räume jeder volle Freiheit gewährleisteten.

Mit dieser Lösung waren heimlich alle unzufrieden, auch Borwin selbst. Alle Wohlerzogenheit und Herzenstakt verbot allen, sich offen dagegen auszusprechen.

Als Doralines Aussteuer beschafft wurde, steigerte sich die gereizte Stimmung der beiden Mütter bis zur Schärfe. Frau Sophie Eggsdorf wollte ihren bewährten Lieferanten Aufträge zuwenden, nahm ohne weiteres an, daß man ihren berühmten Geschmack zu Rate ziehen, alle Eggsdorfschen Familiengebräuche berücksichtigen werde. Frau Generalkonsul Nottbeck pflegte nicht zu fragen. Sie hatte ihren Geschmack, ihre Handwerker, ihre Fabrikanten. Damit basta. Wer bezahlte die Aussteuer? Der Generalkonsul Nottbeck! Also?

Und jede Dame trug ihren Zorn vor Borwins Richterstuhl.

Es lag in den Verhältnissen, daß er zur Schwiegermutter zu halten schien.

Darüber zeigte seine Mutter sich so erregt, daß ihr einmal das Wort entfuhr: „Für mich wäre es, weiß Gott, bequemer gewesen, du hättest eine Waise oder ein armes Mädchen geheiratet. Nich, Fräul'n Hintze?"

Borwin hatte allmählich das Gefühl, er werde nervös. All diese Menschen und Dinge und Stimmungen drängten sich hinein in sein eigenstes Leben. Es schien wirklich, als habe er sein Liebesglück nicht für sich, als sei es zuallerletzt seine Angelegenheit und zuallererst die der Familien.

Er sagte also eines Tages, er wünsche rasch zu heiraten. Doraline glühte vor heißer Freude. Sie dachte nichts und wollte nichts, als endlich, endlich seine Frau werden.

Dieser Entschluß, nachdem anfangs wegen Doralines Jugend von einem langen Brautstande die Rede gewesen war, beschwichtigte auf der Stelle alle. Frau Sophie Eggsdorf hatte gleich den Kopf voll von dem Polterabend, den sie geben wollte, und den Toiletten, die sie an den Festen tragen könne, um einerseits alle Damen zu übertrumpfen und anderseits dennoch mit ihrem Geschmacke zu imponieren.

Es sollte eine riesengroße Hochzeit sein. Trauung in der Anscharkirche, nachher Diner und Tanz im „Gesellschaftshause", denn hundertundfünfzig Personen konnten Nottbecks in ihrem Speisesaale nicht setzen. Und Zimmer wollte Frau Nottbeck nicht ausräumen. Doraline sollte in den letzten Tagen in ihrem Elternhause keine Umzugsstimmung erleben.

Doraline war es egal, sechs Personen oder tausend. Sie sah und empfand nur den einen, an dem sie mit Inbrunst hing. Borwin begriff, daß er beide Familien ärgere und alle Welt enttäusche, wenn er auf einer kleinen Hochzeit bestehe. Er fügte sich.

Und eines Abends, als Irma und ihre Mutter die von ihnen gefertigte Liste der Einzuladenden vortrugen, erfuhr Borwin, daß Fritz Nottbeck Kameraden mitzubringen denke. Es haperte ein wenig mit jungen Herren. Da waren unglaublich viele Cousinen und Freundinnen, die geladen werden mußten. Irma hatte schon mit ihrem Bruder darüber korrespondiert. Er hatte leider nur drei Kameraden zu der Sache überreden können. Frau Nottbeck sagte ihrem Manne, daß für die jungen Offiziere, die man nicht mehr in

den schon besetzten Logierzimmern des Hauses unterbringen könne, Quartier im Hotel genommen werden müsse, wo sie als Nottbecksche Gäste wohnen sollten. Sie erzählte stets alles, was sie anordnete, ihrem Manne, sie tat nicht das kleinste hinter seinem Rücken. So fühlte er sich nie regiert, sondern ihm war immer nur, als werde ihm alles in der dankenswertesten Weise abgenommen.

Bei diesem Gespräche horchte Borwin, so ganz seiner qualvoll aufsteigenden Furcht hingegeben, daß Doraline ihn fragte, was er denn habe ... zweimal schon antwortete er ihr nicht! ... Und er mußte irgendeine kleine Lüge sagen und ihr zärtlich die weiße Hand streicheln, damit sie nur verzeihe, daß seine Gedanken ein paar Sekunden lang von ihr fortgewesen waren.

Ja, der eine Name fiel. Fritz Nottbecks Kamerad, sein bester Freund, Heinz Philipp von Arnberg, würde kommen. Und Irma erzählte mit ihrem seltsam üppigen Lächeln und ihren funkelnden Augen, daß Fritz geschrieben habe, dieser Heinz Philipp werde vielleicht eines Tages Inhaber eines riesigen Fideikommisses.

In Borwin wuchs eine Unruhe empor, als sei er ein Verbrecher, und seine Schuld müsse nun ehestens an den Tag kommen. Er versuchte sich zu sagen: unter diesen hundertfünfzig Menschen werde ich den einen Mann sicher kaum bemerken; ich werde nichts mit ihm zu tun haben; nur im Gedränge der Feste vielleicht ein flüchtiges Wort, eine rasche Vorstellung ...

Und doch — es erschien ihm unaussprechlich peinlich, daß Hardys Bruder auf seiner Hochzeit zugegen sein solle.

Es mußte hingenommen werden. Aber er überdachte doch die Tatsache, daß dieser Heinz Philipp von Arnberg die Einladung angenommen habe. Wie durfte er das deuten? Daß Hardys Bruder nichts oder gerade, daß er wisse? ...

Nein, wahrscheinlich, er wußte nichts. Und war

der Gelegenheit froh, einmal aus der kleinen Garnison heraus zu glänzenden Festlichkeiten zu kommen und bei der Gelegenheit Mutter und Schwester zu sehen.

Er begriff es nicht, daß seine Gedanken von dieser Sache gar nicht loskommen konnten. Wie tausendmal geschieht es im gesellschaftlichen Leben, daß Menschen, unter denen geheime und schmerzliche Erinnerungen hin und her zittern, sich in scheinbarer Gleichgültigkeit auf Festen treffen.

Und wenn Heinz Philipp denn wußte — Er war ein Mann und hatte vielleicht an sich selbst schon erfahren, daß Liebe verblassen und vergehen kann ...

Immerfort war es ihm gegenwärtig: ihr Bruder kommt zu meiner Hochzeit! Doraline klagte, er sei zerstreut, kalt ... Und durch stürmische Zärtlichkeiten beruhigte er sie und betäubte sich.

Eines Morgens erlebte er eine tiefe Gemütsbewegung.

Seine Privatpost lag neben seiner Teetasse. Oben darauf der sehnsuchtsvolle Morgengruß Doralines. Obschon sie ihn täglich sah, schrieb sie ihm doch noch jeden Tag ein Liebesbriefchen. Sie wollte sein erster Gedanke sein am Frühstückstische, sagte sie.

Und der zweite Brief, den er aufnahm, zeigte eine Handschrift, deren Anblick ihn so stark erröten ließ, daß ihm war, als füllten sich ihm die Augen mit Blut.

Hardys Handschrift!

Er las. Es waren nur ganz wenig Worte. Auf dem Briefbogen stand nur dies: „Mein Bruder weiß nichts von dem, was vergangen.“

Die knappen Worte mitten im großen leeren Raum des Papiers wirkten stark. Es war ein ganz einfacher weißer Bogen von gewöhnlichem Format. Aber gerade, weil so wenig, weil nur zwei Zeilen so verloren in seiner Mitte standen, bekam er etwas von der Beredsamkeit des Schweigens ...

Und was alles erzählte ihm dies leere, kalte, weiße Papier ...

Sie hatte natürlich erfahren, daß ihr Bruder zu seiner Hochzeit kommen werde. Sie hatte erraten, wie unfrei seine Gedanken diese Tatsache umkreisten, von ihr magnetisch angezogen. Sie ahnte, wie ihn das in seiner Stimmung beeinträchtigte. Und in vielen heißen Bitten hatte sie von ihrer grollenden und unruhigen Mutter das Versprechen errungen, daß sie von Hardys Liebe und Leid gegen den Sohn schweige.

Und sie wünschte ihm, dem einst Geliebten — dem vielleicht immer noch Geliebten — die Unbefangenheit zurückzugeben. Es sollte ihn nicht bedrücken, daß er Hardys Bruder neben seinem Traualtar sah. Er sollte sich ganz ruhig und frei fühlen in dem bestimmten Wissen: dieser Gast kann mir gleichgültig sein, denn er ist ahnungslos.

In seine tiefe Rührung über Hardys Handlungsweise mischte sich auch ganz fern und leise so etwas wie Genugtuung ...

Sie hat mir wirklich verziehen, dachte er.

So waren gerade in den letzten Tagen vor seiner Hochzeit seine Gedanken viel bei Hardy. Er wünschte ihr seine Achtung und Dankbarkeit ausdrücken zu dürfen. Er fühlte, daß er es sich versagen müsse. Und seine Stimmung, die sie durch ihr rücksichtsvolles Wort hatte freimachen wollen, war nun getrübt durch allerlei Betrachtungen über die kleinen, grausamen Launen des Zufalls. Nichtwissen hätte für Hardy sicher Wohltat bedeutet; weil ihr Bruder als Hochzeitsgast mitfeierte, blieb ihr Stunde und Festglanz des Ereignisses nicht verborgen.

Und weil er sich so viel und wehmütig ihrer erinnern mußte, kam es ihm doch vor, als schließe ein Ereignis sich unmittelbar ans andre.

Ein rauh-düsterer Januarabend war es gewesen, als er dem zärtlichsten Herzen so tödlich weh hatte tun müssen. Und nun ging der Mai zu Ende. Monate voll wirbelnder Unruhe waren vorbeigezogen.

Dennoch schien es ihm, als er nun im Wagen saß, um seine Braut zu den Polterabendfestlichkeiten abzu-

holen, als fahre er geradeswegs von der einen zur andern ...

Sein ganzer Konflikt war plötzlich wieder da, schien wieder aufleben zu wollen — so stark befiel ihn eine unklare Unruhe, daß er davor erschrak.

Nein, dachte er, ich habe gehandelt, wie ich mußte!

Der Wagen rollte rasch. Draußen zogen die hellen Gebüsche der Anlagen vorüber; im Abendsonnenschein leuchteten die jungen Blätter, als seien sie von grellgrünem Glas. Gleichmäßig und hohlen Klanges klappten die Pferdehufe ...

In der Hast dieser Minuten drängte sich noch einmal alles zusammen in seinem Gemüt. Es wollte ihm schwer werden. Er empörte sich. „Warum gerade mir dieser Zwiespalt!“ Er war immer ein klarer, fester, ja ein Mann von einfachen Linien gewesen. Woher kam ihm das Schicksal, daß es ihm zwei Frauen in den Weg stellte, denen er beiden immer wohlzutun wünschte? Und dennoch: es war so bestimmt vom Schicksal — es stand nur dies zur Wahl: freudlos und einander meidend mußten sie durchs Leben gehen — alle drei — oder eine mußte weinen — eine ... es hatte Hardy getroffen ... Gerade sie, die vielleicht als Ausgleich für viele Lebenshärten eine glückliche Liebe verdient hatte.

Verdienst, dachte Borwin schmerzlich — es geht nicht nach Verdiensten, es geht nach bitteren Unergründlichkeiten.

Da hielt sein Wagen. Er erschrak darüber. Und schloß alles Grübeln mit dem Gedanken ab: Ich konnte nicht anders!

Ein unbändiges Verlangen nach Doraline wallte in ihm auf. Morgen — morgen würde sie endlich die Seine. Willkommen dieser bunte Festtrubel — er zwang die Unruhe und Unerträglichkeiten des letzten Wartens nieder.

Im Flur des Hauses fand er seinen Schwiegervater, der gerade links aus dem Herrenzimmer kam und noch keineswegs im festlichen Abendanzug war.

„Na, da bist du ja, Borwin. Mama hat mich als Ehrenwache zurückgelassen; ich soll mit euch fahren. Ach, wenn wir nur erst den Klimbim heute abend hinter uns hätten. Was die alles aufstellen wollen! An deiner Mutter ist 'ne Theaterdirektorin verloren gegangen."

„Es wird aber Zeit ..."

„Konnte noch nicht zum Umkleiden kommen. Mußte an der Kleinen herumtrösten. Die Große hat ihr wieder mal irgend was versalzen. Na, was dem Papa nicht geglückt ist, wird dem Bräutigam Kinderspiel sein."

Damit ging er kurzbeinig und gemütlich auf die Treppe im Hintergrunde zu, die fleischigen Fäuste in die immer ausgebeutelten Taschen seines Jacketts versenkend, das runde Haupt mit der blanken Glatze ein wenig vorgebeugt.

Borwin, indem er seinen Paletot in die Garderobe trug, sagte noch ärgerlich von dort her: „Ich muß mich wirklich wundern, was Ihr Irma alles hingehen laßt ... Meiner Frau soll sie nicht zu nahe treten — darauf kannst du dich verlassen — die werde ich zu schützen verstehen."

Der Generalkonsul machte eine ergebene Kopfbewegung.

„Gegen Irma kann man nicht an. Nicht mal Mama."

Das war für ihn das äußerste. Was seine Frau nicht zu bewältigen vermochte, stand außer aller Menschenmöglichkeit.

Borwin fand seine Braut im Zimmer ihres Vaters. Dieser Raum, da doch einer zu dem Zweck dem allgemeinen Gebrauch hatte entzogen werden müssen, war von der Hausfrau zum „Gabentempel" bestimmt worden. „Papa behilft sich wohl." Und es schien dem Generalkonsul Nottbeck auch ganz einleuchtend, daß von allen Räumen des Hauses gerade allein seine gemütliche Stube die Ausstellung der Hochzeitsgeschenke beherbergen konnte und mußte.

Von einer großen, weißgedeckten Tafel, die un-

harmonisch genug in brauntöniger Umgebung stand, schimmerte Silber, Gold, Kristall und Majolikabuntheit.

Aber vor dem Schreibtisch in dem tiefen Ledersessel saß Doraline. All der schneeige, silbergestickte, dünne Stoff ihres Ballkleides zog sich eng um ihre Glieder und lag als Fächer mit schaumigem Randgekräusel weithin noch auf dem Teppich. Die sehr nackten, leuchtenden, festen Schultern zuckten. Das Gesicht war in den runden Armen auf der Schreibtischplatte versteckt, das fuchsige Blond der krausen Haare von einem hereinspielenden Streifen Sonnenschein auf das köstlichste bestrahlt.

„Doraline!"

Kaum, daß sie seine Stimme hörte, so sprang sie auf und warf sich in seine Arme und fing mit neuer Kraft an, zu weinen.

„Aber, Kleine, wie kannst du so weinen? Weil Irma wieder mal eklig war? Lache doch darüber, von morgen an bist du Frau Eggsdorf, und wer diese Dame nur schief ansieht, dem verbiete ich mein Haus ... na, na ..."

Die tröstliche Versicherung, daß sie sich bald als Frau durchaus über die unverheiratete Schwester erhaben fühlen dürfe, und der feste Glaube, daß Borwin mit Irma schon fertig werden würde, half diesmal nicht.

Sie weinte leidenschaftlich.

Mein Gott, dachte Borwin nachsichtig, sie weint so ins Gegenstandlose hinein — es sind die Nerven — das junge Gemüt ist doch wohl ein wenig schwer — das neue Wissen und Leben, das nun anfängt. Und da kam der Zufallsanlaß, und sie bildet sich ein, sie weint wegen Irma — und weint liebe, rührende Mädchentränen, weil die Spannung ihres Wesens bis zur Unerträglichkeit gestiegen ist.

Er hielt sie fest und gut an sich und flüsterte tröstend: „Morgen, mein Liebling, morgen — —"

Sie trocknete ein wenig ihre Tränen und hob dann das Gesicht zu ihm. Es war ein verweintes Kinder-

gesicht. Es ließ sie so schutzbedürftig und unreif erscheinen.

„Diesmal hat Irma aber zu schändliche Sachen gesagt.“

„Ach, laß doch das, vertragt euch wieder! Du willst doch nicht in Unfrieden mit ihr aus dem Elternhaus scheiden,“ sprach er.

Er setzte sich nun seinerseits in den tiefen Lehnstuhl und nahm Doraline auf den Schoß. Sie legte den rechten Arm um seinen Hals, und in der Linken hielt sie das Taschentuch und tupfte sich immer wieder gegen die Augen, in dem plötzlich erwachenden Wunsche, die Tränenspuren zu vertilgen.

„Natürlich will ich mich wieder mit ihr vertragen, aber du mußt mir helfen.“

„Von Herzen gern.“

Borwin glaubte, ihm werde eine kleine Strafpredigt an Irma angesonnen, und nahm sich vor, die Schwägerin ernst und herzlich zu bitten, die junge Schwester doch zu schonen.

Nun kehrte alle Lebhaftigkeit in Doraline zurück.

„Weißt du was? Irma lachte mich aus, als ich sagte, ich sei deine erste und einzige Liebe. Das bin ich doch, Borwin?“

„Was besprichst du auch mit Irma unsre Liebe.“

„Ach, es kam so ... Lorchen und Fanni waren vorhin hier und brachten selbst die Pointlacedecke, die sie mir gearbeitet haben, und da meinte Fanni, solche Liebe auf den ersten Blick, wie es zwischen uns gewesen sei, müsse es bei ihr auch mal sein, sonst täte sie es nicht, und Lorchen fragte, warum wir eigentlich mit der Verlobung so lange gewartet hätten, wo es uns doch bei der ersten Begegnung schon klar gewesen wäre, und da sagte Irma, Männern täte es oft um ihre schöne Freiheit leid.“

Eine Backfischerzählung, atemlos und in kindlichem Eifer vorgetragen. Er zwang sich ein Lächeln ab.

Aber dennoch stieg ein starkes Unbehagen in ihm auf. Die Ahnung, daß ein törichtes Gespräch voller Fragen und Erklärungen im Entstehen sei. ...

Er gab Doraline, die ihn eindringlich ansah, einen sehr zärtlichen, kleinen Schlag auf die Wange.

„Mir hat es nicht um meine Freiheit leid getan, denn ich bin glücklich, sie an dich verloren zu haben," scherzte er.

„Aber warum hast du so lange gewartet?" fragte sie weiter, „fast drei Monate, ehe du um mich anhieltest. Ich zweifelte natürlich nicht an dir. Aber ich kam doch oft fast um vor Ungeduld. Als Lorchen und Fanni weg waren, fragte ich Irma, was sie gemeint habe — du kannst es dir nicht vorstellen — sie kann so vielsagende Mienen machen, und sie lacht so, daß man sich schrecklich ärgern muß und nicht weiß, warum. Ja, und dann erzählte sie plötzlich, daß der Leutnant von Horst, du mußt wissen, Irma hat ihm mal 'n Korb gegeben vor zwei Jahren, daß er, nein, daß sein jetziger Schwiegervater der Hulda Grosser, du weißt, sie war Naive am Stadttheater, zwanzigtausend Mark habe bezahlen müssen, ehe Horst sich mit Adele verloben konnte. Ich begreife nicht, woher Irma immer alle solche Sachen weiß."

„Weil ihre Phantasie emsig Gebiete umkreist, denen sie besser fernbliebe," sagte er ärgerlich.

Die hellbraunen Kinderaugen verließen sein Gesicht keine Sekunde. Förmlich durchbohrend sah Doraline ihn an.

Er wagte nicht zu sagen: komm, laß uns dies Gespräch enden. Vielleicht hätte sie dann der Gedanke durchzuckt: es ist ihm fatal. Er hatte einen großen Zorn auf diese Irma.

„Ich sagte auch zu Irma: ‚Schäme dich', sagte ich. Und ich verbat es mir, daß sie auf eine so versteckte Art dich in einen Topf mit diesem Don Juan von Horst werfe, und schwor, daß du niemals solche Geschichten gemacht habest. Da wollte sie sich totlachen und sagte, ich sei himmlisch. Und ob ich so dumm sei oder mich von dir so dumm habe machen lassen. Alle Männer hätten immer irgend welche Geschichten."

Sie hielt den Atem an vor Erwartung. Er sah

wohl, es waren die gewöhnlichen Sorgen und Fragen einer noch kindlichen Braut. Der Niederschlag landläufiger Mädchengespräche und Gedanken.

Er begegnete fest dem Blicke, der vor ängstlicher Spannung fast lauernd schien.

„Irmas törichte Reden über halbgewußte und von ihr noch nicht zu beurteilende Dinge dürfen dich nicht beunruhigen. Gewiß gibt es im Leben junger Männer allerlei Stunden des Rausches. Die hat es auch wohl in meinem gegeben. Man erinnert sich ihrer nachher kaum oder mit Unbehagen. Dafür wird dir bald das Verständnis aufgehen. Mit Liebe hat das nichts zu tun."

Doraline hörte mit einem angenehmen Schauern zu. Seine Worte „dafür wird dir bald das Verständnis aufgehen" lösten fast alle ihre Kümmernisse auf, und sie genoß das Triumphgefühl vorweg, sehr bald mehr und Zuverlässigeres vom Manne zu wissen als Irma.

Sie legte beide Arme fest um seinen Hals und küßte ihn glühend.

Dann aber ließ sie plötzlich wieder von ihm ab und sah ihm tief und durchbohrend in die Augen. Es war ihr — besonders, ja vielleicht allein wegen Irma — doch wichtig, dem geliebten Manne ganz sonnenklare Schwüre zu entlocken, mit denen man nachher gehörig auftrumpfen konnte.

„Aber komisch ist es doch, daß du mich so lange warten ließest."

„Du weißt: ich mußte nach England und Spanien."

„Das waren vier Wochen! Und die zwei Monate vorher?"

„Du warst so jung!"

„Als unser Hochzeitstag festgesetzt wurde, sagtest du zu Mama, der Einwand meiner Jugend sei Unsinn. Wir haben uns auf den ersten Blick ineinander verliebt ... es wäre großartig gewesen, wenn du schon am andern Tag angehalten hättest. Ja, das wär' groß gewesen ... wie so in 'ner Wagnerschen Oper wär's gewesen."

„Man kann sich auf den ersten Blick verlieben. Aber ein ernster Mann prüft sich und gibt der Lieben Zeit, sich zu prüfen."

„Ach ... Unsinn! Ausrede! Und warum siehst du mich jetzt nicht an?"

„Doraline!"

„Alle Menschen sagen Dorli. Du ganz allein brauchst den ganzen Namen."

„Ich will was für mich haben."

„Erinnert dich die Abkürzung wohl an irgend eine andre?"

„Kind!"

Er wollte sich erheben. Da mußte sie von seinen Knieen gleiten.

Hastig, wie ihr schien, böse, stand er auf und trat an die Tafel, auf der all die blinkenden und kostbaren Geschenke aufgestellt waren.

Ja, ihn hatte dies „Dorli" erinnert ... trotz der Verschiedenheit der Namen. Er begriff es selbst erst klar in diesem Augenblicke.

Zärtlich und reuevoll bettelte sie schon neben ihm; ihre Händchen streichelten den Ärmel seines Fracks; wie ein liebes Kind war sie, das schnell wieder artig sein möchte.

„Ach, sei nicht böse. Was für dumme Reden. Das kommt von Irma. Sie kann einen so vergiften."

„Rechte Liebe läßt sich nicht vergiften."

Da umschlang sie ihn wieder leidenschaftlich und schwor ihm mit heißen Worten drei Dinge zu: daß er ihre erste Liebe sei, daß sie felsenfest an ihn glaube, daß sie ihm treu bleibe bis in den Tod.

Er lächelte gerührt, aber doch ein wenig mühsam, und streichelte ihr die Haare und sah ihr tief in die Augen.

Vielleicht war sie noch niemals so verliebt in ihn gewesen wie in dieser Minute. Sie fühlte, daß sie ihn quäle; das ängstigte sie ein bißchen, und dennoch kam sie sich unendlich wichtig in dieser Erregung vor, und ihr war, als erlebe sie eine große Liebesszene, und sie hatte die undeutliche Empfindung, daß dies

mit einer herrlichen Erklärung und wundervollen Versöhnung schließen müsse. Und mit dem gewissen Schwur, den sie nun einmal hören wollte und mußte. ...

Und da tat sie die eine ewige, törichte Mädchenfrage — diese Frage junger Herzen, die noch vor den Toren des Lebens stehen und nichts von ihm kennen als das bißchen blendende Licht, das aus den Spalten bricht, und das in ihnen den holden Wahn entzündet, dort drinnen strahle ewig die eine, die gleiche Sonne. ...

Sie fragte drängend: „Und auch du — du hast noch kein Weib liebgehabt vor mir? Ich bin deine erste Liebe, wie du die meine?“

Lüge! sagte rasch und klar sein Verstand, lüge! Es ist am besten, für sie und für dich!

Aber alles in ihm bäumte sich dagegen auf. Wahrhaftigkeit gegen die eine war seine Entsühnung vor ihr, vor sich selbst gewesen. Und nun sollte er dies noble Herz verleugnen? ... Unanständig handeln ... fortan in seinen Gedanken vor ihr und ihrer stillen Würde erröten müssen?

Er wollte als Mann handeln. ...

Und in alle rasend schnell durch ihn hinzuckenden Empfindungen drängte sich noch die Erkenntnis der grausamen Ironie: männlich handeln hieß hier töricht handeln. ...

„Du schweigst?“ fragte Doraline erregter und flehend, „ach Gott ... sag es nur, sag es nur ... da war irgend was.“

„Ja, Doraline — ja ... sei ruhig ... komm, setz dich wieder auf meinen Schoß — so — und höre! Du fragst. So können nur ganz junge Mädchen fragen — später, wenn du reifer bist, wirst du begreifen, daß auch ein festes, gerades Herz durch wunderbare Kämpfe gehen kann. — Ich liebe dich. Mehr als alles auf der Welt. Aber ehe ich dich kannte, habe ich eine andre sehr liebgehabt. Nicht so wie dich. Ruhevoller. Sie war der höchsten Achtung wert. Mein Herz bewahrt ihr tiefe Dankbarkeit. Um deinet-

willen habe ich sie verlassen. Kannst du einen größeren Beweis meiner Leidenschaft für dich verlangen? Aber schone diese Erinnerung in meinem Herzen. Belohne das Vertrauen, das ich dir schenke, dadurch, daß du nie darauf zurückkommst. Nie!"

Er war tief bewegt. Und er sah, daß sich ihre Farbe sonderbar veränderte; leichenblaß mit leise geöffnetem Mund saß sie — wie benommen von schwerem Staunen.

Ja, sie war eben ein heißblütiges Kind — erfaßte alles mit zu viel Kraft ...

„Und darum — darum — mußte ich warten?" fragte sie fast lallend.

Er erschrak, der tolle Gedanke kam ihm: sie erträgt es nicht, sie läßt mich, es ist aus ... Er traute ihrer leidenschaftlichen Art das Unerhörteste zu — den Bruch, noch in dieser Stunde.

Aber sein Schicksal trug ihn fort. Er konnte vor sich nur bestehen in Wahrhaftigkeit — und wenn er an ihren Klippen scheitern sollte ...

„Ja," sprach er fest, „ich stand in Kämpfen. Und als ich fühlte, ich könne nicht leben ohne dich, mußte ich mich erst zu dem Mut durchringen, es ihr zu sagen. Und ohne Vorwurf gab sie mich frei. Sie wollte ein Herz nicht halten, das nicht mehr ihr gehörte. Sie verzieh."

Ein vollkommenes Schweigen trat ein; Borwin sah unverwandt in das junge Gesicht.

Er konnte nicht enträtseln, was über diese Züge hinwandelte, nicht von fern all die Gefühle ahnen und deuten, deren rascher Wechsel sich beweglich auf ihrem Antlitz widerspiegelte.

Sie bäumte sich auf gegen die Demütigung. Sie dachte außer sich: Irma hat recht, und nun kann ich ihr nicht gehörig Bescheid sagen. Das war das Schrecklichste. So? Also es gab richtig eine andre? Etwas Ernsthaftes war es gewesen! Eine, die er vielleicht sogar geheiratet hätte, wenn sie selbst nicht gerade noch rechtzeitig aus der Pension zurückgekommen wäre. Also eine aus der Gesellschaft! Um Gottes willen:

wer? Nein, sie, Dorli, sie brauchte sich das nicht gefallen zu lassen — immer hatte sie von einem Mann geträumt, dessen einzige, ewige Liebe sie sein wollte. Das richtige Glück war nun dahin. Man mußte nun doch bei jeder Gelegenheit fürchten, daß er an die andre zurückdenke und wohl obenein noch Vergleiche anstelle. Nein, das konnte sie nicht ertragen! Wenn sie das früher gewußt hätte, zur rechten Zeit! Aber es war ja immer noch Zeit ... Das würde ein Aufsehen geben! Das machte ihr so leicht keine nach: einem Mann entsagen, trotzdem sie ihn rasend liebte, weil sie zu stolz war, zu teilen. Natürlich, Irma würde sich bloß freuen. Denn Irma war neidisch. Und teilen? Davon war ja eigentlich keine Rede. Er hatte der andern — wie sie wohl hieß? — er hatte der andern doch den Abschied gegeben! Sie, Doraline, hatte über die andre gesiegt. Und die andre hatte ihm verziehen? O, er sollte nicht denken, daß sie kleiner sei als jene. Ihr kam das unklare Gefühl, daß sie auch groß handeln müsse ... Denn daß sie viel, viel zu verzeihen habe, schien ihr irgendwie ...

Draußen hörte man Stimmen und Schritte und die laut fragende Feststellung: „Der Wagen da?"

Und ganz plötzlich, aus ihrer tiefen, tiefen Versunkenheit heraus, warf sie sich gegen ihn, umarmte ihn feurig und flüsterte: „Ich verzeihe dir! Ja, das tue ich. Und wir wollen nie mehr davon sprechen."

Er schloß sie innig an sich. Süßes Kind, du hast ja nichts zu verzeihen — du nicht, dachte er mit glückseligem Lächeln.

Aber wenn ihr nun so zumute war ... wenn es ihrem jungen Herzen so deuchte ... wenn das, was Friede heischend in ihr aufwallte, sich unklar gerade so ausdrücken mußte. Er wollte nicht mit ihr um Worte rechnen.

Gerührt empfing er diese unerwartete Verzeihung von ihr, gegen die er nicht gefehlt.

Er dachte an die andre, gegen die er schuldlos schuldig geworden. Auch sie hatte ihm gesagt: „Ich

verzeihe dir.“ Aber aus welchen tiefen Leiden kam das Wort ...

Nicht mehr zurückdenken — nicht mehr zurück. Fortan wär's unrecht gegen das süße Kind. Vorwärts und hinein in das Glück, in die Zukunft.

Hardys Dienststunden lagen seit einiger Zeit so, daß sie vormittags von acht bis zwölf und nachmittags von fünf bis neun zu tun hatte. Zu der Gruppe Telephonistinnen, die der gleichen Zeiteinteilung zugeordnet waren, gehörte auch die blonde Anna Behrens.

Draußen jubilierte der Maientag. Einer der letzten des Monats, der fast ganz in Regen verstrichen war, und der nun zum Schlusse seine Wonnen mit vollen Händen der Menschheit ins Gesicht warf, als habe er vor Trunkenheit jedes Maß verloren.

Die Fensterreihe hoch oben im Telephonsaale sah aus, als sei sie von himmelblauem, golddurchsprenkeltem Glase. Man mochte gar nicht hinaufgucken, denn dann kam man sich wie eingesperrt vor und erbitterte sich darüber, daß andre Menschen unter diesem betörenden Himmel spazierengehen durften, während man selber wie auf Wachtposten saß und das ewige „Hier Amt“ einem um die Ohren schwirrte. So schalt Anna Behrens.

Aber mühsam war es endlich doch zwölf Uhr geworden, und nun hingen die abgelösten Telephonistinnen im Garderobenraum ihre dunkelblauen Litewken an den Nagel.

Anna Behrens, in einer sehr durchbrochenen, etwas schmuddeligen weißen Bluse, daran ein Stückchen Naht am vollen Oberarme geplatzt war, stand vor dem Spiegel und befestigte mit den Hutnadeln ein verwegenes Gebäude von billigen Federn, Blumen und Strohgeflecht auf ihrem üppigen Haare.

„Gott, wenn ich denke, was heute für 'n Tag ist!“ sagte sie voll Ausdruck.

Hardy, die sich gerade das schwarze Kleid abbürstete, erschrak schwer ...

Ja, ein Tag — ein Tag — sein Hochzeitstag! ...

„Na, was wird denn viel los sein? Und übrigens, Behrens, Ihr Ärmel ist geplatzt," sagte eine der Kolleginnen, die peinlich ordentliche und geradezu imposant auftretende Marie Heinrichs.

„So—o—o—?" Anna Behrens besah den Schaden in sekundenkurzer Betroffenheit, zog die auseinanderklaffenden Stoffstücke, ihre Ränder beschädigend, ein bißchen zusammen und meinte dann zuversichtlich: „Ach, das sieht keiner. Und was los ist? Frage! Sind nicht Sie und Möller und Arnberg und ich heute vor zwei Jahren eingetreten?"

Hardy atmete auf ... Wie erleichtert ... Sie griff nach ihrem Hute, dem schwarzen Matrosenhute mit dem schwarzen Bande.

„Gott, das ist auch wahr ..." sagte Marie Heinrichs nachdenklich. „Wie die Zeit so vergeht in dem Einerlei ..."

„So'n Tag soll man feiern," meinte Anna Behrens eifrig, „Möller hat Mittagdienst. Aber Sie und Arnberg und ich, wir sollten uns was spendieren. Wißt ihr was: treffen wir uns halb vier in der Konditorei Höchst und trinken Schokolade. Und nachher stellen wir uns an der Anscharkirche auf und gucken zu."

„Ach, Sie meinen, wir sollten der Auffahrt bei der Nottbeckschen Hochzeit zusehen? Ist die nicht heute? Ich hab' als Kind viel mit Irma Nottbeck gespielt. Ja, damals lebte Vater noch, und man wußte noch nicht ..." Mit einem Seufzer brach sie ab. Und schloß dann fast höhnisch: „Nein, ich pflege nicht von der Straße aus an dergleichen teilzunehmen."

Sie ging und nickte ein wenig von oben herab den Versammelten zu.

„Pöh," sagte Anna Behrens hinter ihr her, „mit Hochmut lockt man keinen Hund aus'n Ofen. Und wenn ihr Vater zehnmal 'n großer Mann in der Stadt war, ehe es 'raus kam, daß er alles verspekuliert hatte. Jetzt ist sie doch nicht mehr als wir. Na, und Sie, Arnberg, auch zu nobel, um so was zu tun?"

„Ich bin nicht wohl, liebe Behrens. Ich habe Kopfweh," sagte Hardy sanft. „Um heute nachmittag dienst-

fähig zu sein, muß ich mich in der Zwischenzeit still-halten."

Anna Behrens sah es: ja, die arme Arnberg hatte fast ein graues Gesicht, und so was Unsicheres war in ihrer Haltung, als koste es sie viel, nur aufrecht zu gehen.

Ohne weiteres, von ihrem gutmütigen Herzen bezwungen, mit geradezu mütterlich bevormundenden Gebärden, nahm Anna Behrens Hardys Arm und legte ihn in den ihren.

„Ich bringe Sie nach Hause, Sie halten sich ja kaum auf den Füßen."

Hardy hatte keine Kraft, sich zu wehren. Sie hatte auch alles vergessen in diesem Augenblick, was ihr an Anna Behrens so peinlich war. Sie fühlte sich sehr elend. In einer grenzenlosen Verlassenheit, wie hinausgejagt aus allem Leben und allem Glück.

Da spürte sie die echte, gute Wärme eines ehrlichen Herzens. Dankbar, eine, die Schutz und Führung brauchte, hing sie an dem Arm der andern.

„Seien Sie ganz still. Wenn man Kopfweh hat, mag man nicht sprechen. Das kenne ich von meiner Stiefmutter her. Ich will Ihnen mal was sagen, Arnberg, Sie gefallen mir schon lange nicht mehr. Blutarm. Nervös. Bei unsrem Berufe muß man 'n dickes Fell haben. Und die Feste feiern, wie sie fallen. Und Sie machen sich ja woll nie 'ne kleine Abwechslung? Mal 'n Ausflug oder 'n Tanzpläsier muß sein, das erfrischt. Mein Vater ist in einem Verein, Konkordia heißt er, Gesang. Aber das Singen ist Nebensache. Es ist ein sehr netter Verein, das können Sie glauben, alles riesig anständige Menschen. Und feine Bälle haben wir im Winter und Pfingsten und im August Ausflüge. Famos, sage ich Ihnen. Soll ich Sie da einführen, Arnberg?"

„Ich tanze nicht," sagte Hardy mühsam, „und ich muß bei meiner Mutter bleiben."

„Na, die könnte ja mitkommen. Ich weiß woll, Sie stammen aus andern Kreisen, aber was haben

Sie davon? Sie müssen arbeiten wie ich. Da denk ich, Sie sollten sich auch amüsieren wie ich."

„Sie meinen es so gut mit mir," flüsterte Hardy ausweichend.

Nun kam Anna Behrens in Zug und erklärte mit vielen und lebhaften Worten, daß sie schon seit zwei Jahren für Hardy schwärme. Sie unterstrich mit ihrer Betonung das Wort schwärmen ungemein stark. Und schließlich bot sie abermals ihre Freundschaft an, durch dick und dünn.

„Ich danke Ihnen sehr — sehr ..."

Dies sah Anna Behrens für Zustimmung an und sagte gerührt und siegreich: „Na, also all right, und wem ich mal meine Freundschaft zuschwor, der kann Steine auf mir klopfen."

Es gibt so gute Menschen, dachte Hardy schwach. Sie hatte Tränen in den Augen.

„Sie gehen so rasch," flüsterte sie.

„O Gott, ja, ich hab' so 'n forschen Gang. Sie sind aber wirklich klapprig. Nehmen Sie nur Antipyrin und legen Sie sich aufs Ohr. Zu schade, ich hätte Sie sonst doch wohl noch überredet, mit zur Anscharkirche zu gehen. Wissen Sie, ich komm da 'rein, auch ohne Karte. Der Lohndiener, der die Kontrolle hat, ist unser Nachbar. Der läßt mich durch. Mich interessiert jede Hochzeit fabelhaft. Und bei dieser kriegt man gewiß riesig was an Toiletten zu sehen. Und es ist solch schönes Paar — ich sah die beiden neulich — sie ist so 'n kleiner, üppiger Fuchs. Er groß und schlank, fast dunkel, jedenfalls hat er dunkle Augen. Ach, und unsereiner sitzt noch immer da. Ja, reiche Mädchen kriegen gleich 'n Mann. Arnberg, das ganze Leben ist gemein."

Nun verlor sie sich in schwermütigen Betrachtungen aller Art. Aber nebenbei sah sie sich alle Männer an, die vorbeigingen, und alle Männer sahen sie an.

Sie geht in die Kirche und sieht ihn, dachte Hardy.

Und plötzlich, aus verborgensten Tiefen ihres Ge-

fühls herauf, kam ihr der tolle, der entsetzliche, der verführerische, der folternde Gedanke: Wenn ich ihn auch sähe ...

Das war krank, krank wie Sucht nach Selbstgeißlung ...

Ach, stürb' ich doch, fühlte sie.

Ihr fiel ein, daß sie ihm vor acht Tagen die wenigen Worte geschrieben hatte, die ihm sagten: ihr Bruder wisse von nichts. Sie prüfte immer wieder quälend nach: durft' ich das? Mußte ich das? Oder war es nicht recht? Unzart?

Was doch so zart hatte sein wollen. Aber sie hatte nicht anders gekonnt. Es war ihr so furchtbar gewesen, zu denken, er würde vor ihrem Bruder erröten ...

Ein trauriges Wunder hatte sich in seinem Herzen begeben und es von ihr fortgewendet, aber er sollte nicht denken, daß sie in Klagen oder gar Anklagen hiervon zu ihrem Bruder gesprochen habe ...

Und neben ihr ging immer die kraftvoll redende Stimme weiter und spazierte bald munter, bald elegisch um alle Dinge dieser Welt herum. Und nun sagte sie zärtlich: „Arme Arnberg, das ist ja heute 'n Trauerspiel mit Ihnen, nu haben Sie plötzlich 'n fieberroten Kopf gekriegt ... Na, da sind wir ja auch ... essen Sie tüchtig und schlafen dann. Schlaf ist das beste, was der Mensch hat. Gräßlich, daß Sie heute wieder an die Arbeit müssen ... Ach, ja, man ist doch bloß 'ne Art Kuli."

Sie standen auf dem Bürgersteige vor dem einen dieser zwölf Häuser, die mit ihren entsetzlich gleichen Gesichtern etwas Schamloses hatten, wie eine Menge, die in ihrer Nüchternheit das Besondere verhöhnt — und die Maisonne breitete das grellste Licht über all diese platten Fronten.

Anna Behrens, voll enthusiastischen Mitleids mit sich und Hardy, gab ihr noch einen festen Abschiedskuß.

„Danke," murmelte Hardy. Sie fühlte: diese meinte es gut. Und hatte nur undeutlich die Empfindung: ich muß dankbar sein.

Sie ging ins Haus. Sie wußte fast gewiß, was dort ihrer wartete ... Sie stand einen Augenblick vor der Tür ihrer Wohnung, am Fuß der Treppe nach dem einzigen Stockwerk still, sie wollte sich zusammennehmen, besinnen. Die halbe Betäubung niederzwingen. Von oben kam ein starker Essensgeruch, die Leute, die da wohnten, kochten irgend etwas, das durchdringend nach Zwiebeln roch — es tat Hardy weh. Und nun öffnete sie rasch die Tür.

Ja, Stimmen drinnen, wie sie es erwartet hatte.

Ihr Bruder war da, ihr einziger Bruder, der einzige Mensch, der für sie und ihre Mutter so etwas wie Zukunft, wie Hoffnung bedeutete, ohne dessen Dasein das ihre versunken wäre in das stumpfe Einerlei unscheinbarer Tretmühlenarbeit, zu keinem andern Zweck als zu essen, zu wohnen, zu schlafen, zu erwachen, wieder zu arbeiten. Jahre so, endlose Jahre, immer gleich, immer gleich ... ohne Glück ...

Und so oft und schwer sie auch durch diesen Bruder litt, jetzt wallte eine tiefe Freude in ihr auf. Aus ihrer Trostlosigkeit und Schwäche gebar sie sich. Alles in ihr drängte nach Liebe, nach Kraft, nach Ruhe.

Wenn es doch irgendwo in der Welt eine Stätte gäbe, wo man ganz geborgen sein könnte ... Ach, kein Glück, danach sehnte sich ihr Herz nicht mehr, das war dahin, mit seiner Liebe. Aber geborgen sein ... Das Recht sich erobern, ungestört denken zu dürfen wie andre Frauen, die still ihrem Leid leben dürfen, erinnernd Freude und Schmerzen nachkosten ... sie aber mußte arbeiten, eine Arbeit, die ihr das Recht auf die eigenen Gedanken stahl ...

Das stürmte alles so durch sie hin, während sie nun in den Armen ihres Bruders erleichternde Tränen weinte.

Er war etwas erstaunt über ihre Erregung. Sie spürte es schnell.

„Wir haben uns so lange nicht gesehen,“ sagte sie und zwang sich zu lächeln.

Heinz Philipp trug Zivil. Er überragte Mutter und Schwester kaum. Der Haupteindruck, den er hervorrief und anstrebte, war der einer vornehmen Eleganz in Haltung und Kleidung und Wuchs. Durch die Haartracht und den Kaiserschnurrbart hatte sein Kopf etwas Typisches, und wer ihn kennen lernte, glaubte immer, ihn schon mal irgendwo gesehen zu haben. Seine braunen Augen nahmen leicht einen etwas scharfen Blick an. Alles in allem: ein hübscher Mann. ...

Die Mutter, mit heißen Backen und einem unsicher glücklichen Lächeln, sagte: „Er ist eben erst gekommen. Es war natürlich nicht leicht für ihn, sich loszumachen."

„Ja, die Kameraden und ein Teil der Hochzeitsgesellschaft machen einen Sektfrühschoppen. Ich mußte geradezu nach Vorwänden suchen, um loszukommen."

„Vorwände? Wenn man seine Mutter besuchen will?" fragte Hardy und sah ihn fest an.

All ihre Schwäche fiel von ihr ab.

„Hast du gedacht, ich würde diesen Menschen gleich unsre Verhältnisse auf die Nase binden? Mutter? Schwester? Soll ich auf die selbstverständlichen Fragen antworten: ja woll, meine Mutter näht Wäsche, meine Schwester telephoniert?"

„Du hast uns verleugnet!" sagte Hardy stolz und kalt.

„Kinder — ich bitt euch!" flehte die Mutter. „Es ist ja wahr, unsre Lage ist schief — nichts in ihr paßt und geht zusammen — aber keine scharfen Worte, Hardy — ich bitte!"

„Verleugnet?" wiederholte Heinz Philipp und hockte, die Hände in den Hosentaschen, auf der Armlehne des Sofas. „Unsinn! Wozu aber fremde Menschen erst in all das 'reingucken lassen ..."

„Er hat recht," sagte die Mutter eifrig. Sie deckte nebenbei zum Essen auf, ein weißes Wachstuch breitete sie über den Tisch und legte drei uralte, schwere Silberlöffel hin.

„Du brauchst dich unsrer Armut nicht zu schämen," sprach Hardy. „Lies doch mal die Lebensbeschreibung des Generals von Steinmetz. Seine Mutter und Schwester lebten oft lange Zeit nur von Brot und Kaffee. Und als er nach mehrjähriger Pause vom Kadettenhaus endlich einmal zu ihnen fahren konnte, irgendeine mitleidige Seele hatte ihm, glaub' ich, das Reisegeld geschenkt, da öffneten Mutter und Schwester ihm lange nicht die Tür, weil sie fürchteten, es stehe jemand dahinter, der Geld zu fordern habe. Siehst du — und Steinmetz ward doch ein großer General. Und dagegen sind wir Krösusse. Wir haben keine Schulden, bei niemand. Wir verdienen. Nicht viel, aber doch zum Sattwerden. Manchmal essen wir sogar Fleisch."

Dabei lächelte sie. Und über dies herzzerreißende Lächeln fing die Mutter an zu weinen. Sie lief in die Küche, um das Essen zu holen.

„Hardy," sagte unterdes der Bruder, „ich komme so selten. Und wenn ich komme, nimmt unser Zusammensein gleich den Charakter einer Szene an."

„Ja. Wenn du das so sagst, sieht es aus, als hätte ich unrecht. Es kann sein. Dann verzeih. Aber ein Leben wie das unsre verträgt ja nicht die leiseste Störung. Jede wird zur Erschütterung, die die vorsichtig balancierende Ruhe umwirft ..."

„Sei doch gerecht. Alles ist schief. Oder ist es nicht? Ich stehe in einem vornehmen Regiment — bin hier als Gast in einem der ersten Häuser der Stadt — und du küßt dich auf der Straße da vorhin vor unserm Hause mit einem merkwürdigen Frauenzimmer ab! Ich geb' ja zu — es mag schwer für dich sein, Distance zu halten — aber ..."

„Schweig," sagte Hardy erbittert, „das ‚merkwürdige Frauenzimmer' ist ein leider unerzogenes, aber sehr achtbares, herzensgutes Mädchen. Eine Kollegin von mir, die sich meiner erbarmte, weil ich vor Erschöpfung kaum gehen konnte. So achtbar wie ich — eine Arbeiterin — wie ich ... Freudlos — wie ich ..." Sie bebte.

„Nun — nun — ich mein's nicht bös," sprach er etwas reuevoll.

Mein Gott, es ließ sich ja begreifen: die armen, armen Frauen waren eben nervös ...

Frau von Arnberg kam mit der Schüssel voll dickem Milchreis und den beiden Tellern herein. Sie war verlegen vor dem Sohn.

„Du erlaubst, daß wir essen. Wenn Hardy vom Amt kommt, ist sie immer sehr erschöpft und überhaupt seit Wochen sehr zart."

„O nein, Mutter —"

Heinz Philipp war auch verlegen. Er vermied es, auf den wachstuchgedeckten und nur mit einer Schüssel besetzten Tisch zu sehen. Er setzte sich auf den Stuhl vor der Nähmaschine am Fenster, doch auf die Seitenkante, so daß er der Stube zugewandt blieb. Er faltete die Hände zwischen den auseinandergestellten Knieen, und indem er so, vorgebeugt, saß, begann er: „Daß diese Verhältnisse nicht dauern können und nicht dauern werden, ist klar."

„Wie sollten sie sich ändern, mein lieber Junge!" sagte die Mutter möglichst sanft. Sie wußte ja, sie hoffte ja heiß, daß sie anders werden würden, und sah mit prophetischem Blick das Schicksal kommen. Aber das durfte sie nicht laut sagen ... gewisse Gedanken, die verzeihlich, die menschlich sind, werden zu unmenschlichen Roheiten vor dem eigenen Ohr, wenn die eigene Stimme sie laut ausspricht ...

„Du hoffst doch nicht auf das Fideikommiß?" fragte Hardy. „Welch ein Wahnsinn!"

„Früher," gab Heinz Philipp zu, „als all diese wunderbaren Todesfälle in der Familie sich häuften — ja da kamen einem woll 'mal verrückte Hoffnungen. Aber seit ich Dieter Arnberg kenne, weiß ich, das ist Unsinn. Erstensmal ist Dieter sechsunddreißig und will brennend gern heiraten. Er hat es mir selbst gesagt. Er will 'ne vornehme, ernste, gediegene Frau, eine, die ihn nicht ums Geld nimmt. Weiß nich, warum er noch keine gefunden hat — aber finden wird er sie schon. Darum keine Bange nich. Und denn

er is so 'n Mann — wißt ihr — von der Sorte, der man's gleich ansieht: in dem steckt ein künftiger Patriarch und Jubelgreis. Und lebt pastoral. Hat sicher nie 'n verdorbenen Magen oder 'n verdorbenes Gewissen. Ein teutscher Mann. Durchaus mit 'n t. Aber justament darum der geborene Retter aus allen Nöten."

Die Mutter hörte atemlos zu. Hardy, tief verstimmt durch die Art des Bruders, fragte nur kurz: „Wie sollte denn das zugehen? Und ich wiederhole es dir: ich fühle mich nicht in Not."

„Bitte — nu man bloß keinen Bettelstolz," sagte Heinz Philipp mit einer beschwichtigenden Handbewegung. „Die Sache zwischen Dieter und mir ist ja nicht so ganz, wie sie sein sollte. Als Dieter und ich uns bei der Beerdigung von Lebrecht Philipp kennen lernten, suchte man natürlich 'n bißchen Fühlung miteinander zu bekommen. Man hatte doch das Gefühl: nu sind wir die beiden letzten! Die tragische Geschichte lag einem in den Knochen. Und es ist für einen Fideikommißerben eine höllisch heikle, kolossale Taktanforderungen stellende Situation, so hinterm Sarg von einem zu schreiten, durch dessen Selbstmord man in Besitz gekommen. Aber alles, was wahr ist, er hielt sich tadellos. Vollendet abgemessene Ergriffenheit. Nich zu viel, nich zu wenig. Ich konnte nich umhin, ihm nachher mein Kompliment über seine tadellose Haltung zu machen. Wir sahen nach der Beerdigung zusammen die Familienstatuten durch, und ich fand ja dann, daß die dreitausend Mark, die Lebrecht Philipp mir zugewendet hatte, mir fortab von Gott und Rechts wegen zukamen. Ich ließ durchblicken, daß das nach heutigem Geldwert eine Lumperei sei. Als unser Ahn tausend Taler preusch Kurant für den Anerben festsetzte als Rente, dachte er, das sei wunder was. Die Summe müßte zeitgemäß revidiert werden. Jawoll, das ließ ich ihn fühlen. Aber er war harthörig. Und wie besessen von der Sorge um Lebrecht Philipps Frau und Töchter. Setzte Renten aus für die unheilbar kranke Frau; sorgte sich ab für den Unterhalt der er-

wachsenen Töchter, die übrigens noch mal 'ne Großmutter anständig zu beerben haben; war überzeugt, daß er und kein andrer das kleine Unglückswurm großmachen müsse, bei dessen Geburt die Mutter den Verstand verlor. Ich sah woll ein: war nobile officium, hätt' selbst in solchem Fall was getan, aber er ging da entschieden über die Grenzen."

„Das ehrt ihn nur," sprach Hardy heftig dazwischen und dachte: es ist ja klar, sonnenklar, warum Dieter Arnberg meinen Bruder nicht erträgt.

„Ich dacht' weiß Gott, er wolle eine von den Töchtern aus Lebrecht Philipps erster Ehe heiraten. Aber vor kurzem bekam ich von daher Verlobungsanzeigen. Und höre durch Kameraden — die Welt ist ja so klein! — Dieter Arnberg steuert die Lebrecht Philippschen Töchter auch noch aus."

„Ach!" sagte die Mutter, von brennendem Interesse an alledem wie hypnotisiert.

„Damals, bei der Beerdigung, und als ich sah, wie Dieter so harthörig war und bloß an das Lebrecht Philippsche Weibervolk dachte, damals mochte ich auf seine flüchtige Frage nach meiner Mutter und meiner Schwester nicht mit Details kommen."

„Gottlob!" rief Hardy.

„Nun siehst du: daß ich da eure Lage ‚verleugnete', wie du das nennst, ist dir recht. Und daß ich's heute tat, empörte dich! Ja, so sind die Weiber: inkonsequent. Aber nu weiter. Er lud mich ja dann bald zur Jagd ein. Er war nett, sprach viel mit mir. Ich mußte noch abends lange mit ihm in seinem Zimmer rauchen. Und da kam ich denn damit heraus, daß ich ein paar kleine Schulden habe . . ."

„Schulden!" riefen Hardy und ihre Mutter wie aus einem Munde. Und die Mutter setzte fassungslos hinzu: „Bei der großen Zulage?"

Ihr erschienen dreitausend Mark wie ein Vermögen, ihre Maßstäbe waren so bescheiden, sie und Hardy kamen, alles in allem, nur auf zweitausendhundertundvierzig Mark. Achthundert Pension, achthundertundvierzig Mark verdiente Hardy, und vier-

hundert ernähte sie selbst sich in rastloser Nähmaschinenarbeit.

Der Sohn lachte unbefangen auf.

„Mutter! Große Zulage? Dreitausend M? In meinem Regiment? Du bist himmlisch! Na, Dieter zahlte die zehntausend Mark denn auch ohne Wimpernzucken, sagte mit einer gänzlich überflüssigen Autoritätsmiene, daß es das erste und letzte Mal sei, und als er nachher wieder höflich nach euch fragte — na, ihr begreift woll, daß ich da bloß wieder sagen konnte: ihr lebtet in bescheidener, aber gesicherter Auskömmlichkeit. Aber eingeladen hat er mich nicht mehr."

„Wie konnte er auch!" sagte Hardy.

„Und von ihm, der gegen dich so eng ist, oh, man spürt warum, wer ist unbefangen gegen den Nachfolger ... Und von ihm ... hoffst du ..." Frau von Arnberg war in solchen Tumult von allerlei Gedanken gekommen, daß sie kaum einen zusammenhängenden Satz sprechen konnte.

„Jawohl. Von ihm selbst hoffe ich trotz allem, und meine Hoffnung aus seiner Haltung gegen Lebrecht Philipps Töchter herleitend, dies: daß er was für euch tut, wenn er eure wahre Lage erfährt. Der Moment, sie ihm mitzuteilen, ist gekommen."

Er stand auf. Er nahm eine ernste, bedeutungsvolle Haltung an.

„Und warum gerade jetzt?" fragte Hardy. Auch die Mutter erhob sich.

„Ich habe heute früh an Dieter r. p. depeschiert, daß ich ihn in sehr wichtiger Familienangelegenheit sprechen müsse, und angefragt, ob ich ihn morgen auf Arnberg besuchen dürfe."

„Und was, was ...?" fragte die Mutter zitternd.

„Ich hab' noch keine Antwort. Finde sie wohl, wenn ich ins Hotel zurückkehre. Ich schick' sie gleich 'raus, damit ihr Bescheid wißt, ob ich morgen nach Arnberg fahre oder nicht."

„Und warum gerade jetzt?" fragte Hardy wieder.

„Also endlich 'raus damit. Na ja — ich werde mich woll verloben.“

„Mein Junge — mein Heinz —“ Die Mutter hing schon, vor Aufregung außer sich und von tausend freudigen Hoffnungen berauscht, an seinem Halse. Er streichelte ihr gerührt die hageren Wangen und klopfte ihr wohlwollend und tröstlich den Rücken.

Hardy stand blaß und ängstlich. Sie konnte sich noch nicht so vorweg, so auf Kredit hin, rühren und freuen. Niemals konnte sie es. Und in diesem Augenblick, auf dies Wort hin gar nicht — gar nicht — dumpfe Angst erwachte . . .

„Auch wenn Dieter nicht heiratet — ich sag' ja: er kann neunzig werden. Gott, ich gönne es ihm. Und gönn's auch meinen Enkeln, falls dann sie in Besitz kämen. Aber inzwischen will man selbst doch auch leben. Und da hab' ich schon lange gedacht: wozu gibt's denn die vielen reichen Mädels in der Welt. Und Uradel — und Husar — na, wenn unsereiner keine Ansprüche machen soll, wer soll's denn? Aber eben, man macht Ansprüche. Und Geld allein tut's auch nicht. Hübsch und temperamentvoll und gut erzogen soll sie auch sein. Und nun hab' ich dann endlich das Langgesuchte gefunden. Und mein Kamerad Nottbeck hat recht behalten mit seiner Weissagung, daß seine Schwester Irma und ich wie für'nander geschaffen seien.“

„Hier?“ sagte die Mutter, „hier? — Und nach einem einzigen Tage . . .“

Sie sank förmlich in sich zusammen. Gebückt, vor sich hinstarrend, saß sie auf der Sofakante. Alles kreiste in ihrem Kopf: das Wäschegeschäft Velbers Söhne — Borwin Eggsdorf, der doch heute eine Nottbeck heiratete — Hardys Liebe und Unglück — diese reichen, reichen Bürgersleute — und sie, Armgard von Arnberg — und Velbers Söhne . . .

Sie seufzte hart.

„Nein,“ murmelte sie, „nein — das geht nicht — alles geht nicht.“

Sie sah nicht zu Hardy hinüber. Und fühlte doch:

die saß still, wie von Schreck geschlagen, leichenblaß dort drüben vor der Nähmaschine, auf deren Kante sie die Hände gefaltet hielt. —

„Nein — es geht nicht ..."

„Warum geht es nicht, Mutter? Es ist die erste bürgerliche Heirat, die ein Arnberg macht. Aber die Familienstatuten verbieten es nicht, es steht nur, ‚daß die Frauen aus angesehenem Hause sein sollen'. Die Nottbecks sind eine der ersten Familien der Stadt. Und die Grenzen zwischen Adel und diesem Großbürgertum sind doch schon sehr verwischt. Die Nottbecks würden schöne Gesichter machen, wenn man sie nicht für standesgemäß hielte. Und du meinst, nach einem einzigen Tage? Ich glaub', Irma und ich hatten es nach fünf Minuten los: wir passen großartig zusammen. Die langweilt ihren Mann nicht — das kann ich dir sagen. Direkt ausgesprochen haben wir uns noch nicht. Da ist eben noch allerlei vorher glatt zu machen, ehe ich anhalte!"

„Wieder Schulden?" fragte die Mutter; aber sie fragte ganz mechanisch. Sie dachte immerfort nur: Hardy — meine Hardy — die soll den Mann wiedersehn? Der Mann soll meines Sohnes Bruder werden? Nein. Nein.

„Ach was, Schulden! Und wenn? Dafür wäre ja später Schwiegervater da. Mutter und Vater Nottbeck sind kulante Leute — das merkt man gleich. Nein. Eure Lage muß erst geändert werden. Und darum hab' ich 'ne Aussprache mit Dieter vor. Ich werd' ihm sagen: hier ist ein famoses, sehr reiches Mädel, ich will sie, sie will mich, aber ich kann nicht in derselben Stadt, wo ich heirate, Mutter und Schwester in proletenhaften Umständen der neuen Verwandtschaft präsentieren. Ich würde liebend gern meine Dreitausend an Mutter abgeben, aber dann ist man selbst mit seinem Taschengeld auf das Frauenvermögen angewiesen. Also muß der Familienvorstand einspringen Und er tut es — er tut es ..."

Er schwieg.

Die Frauen rührten sich nicht. Und in diese Pause

hinein schlug die Uhr mit ungefügem groben Ton zwei Schläge. Sie klopften an die Stille wie ein mahnender Finger.

In einer Reflexbewegung sah Heinz Philipp nach seiner Taschenuhr.

Und zugleich hörte er wieder den harten, tiefen Seufzer seiner Mutter. Er hatte oft schon gedacht: kein Mensch kann so vorwurfsvoll seufzen wie Mutter. Zuweilen hatte sie ihn dann gedauert. Jetzt ärgerte es ihn und machte ihn ungeduldig. Er brachte den Frauen einen ganzen Sack voll glänzender Hoffnungen ins Haus, und sie saßen da, als seien ihnen welche verhagelt. „Es ist wahrhaftig schon zwei. Wenn ich zur rechten Zeit fertig werden will, muß ich mich jetzt zuhalten. Na, wir sehen uns morgen früh noch auf jeden Fall. Und Dieters Antwort schick' ich euch."

Er küßte die Mutter. Er streichelte der Schwester flüchtig das Haar. Und als er noch einmal das halblaute, verzagende Wort der Mutter hörte: „Nein, es geht nicht — das — nein, das geht nicht," da hatte er flink noch allerhand Tröstliches auf der Zunge: für Mutter bräche nun ein sorgloser Lebensabend an, und endlich, endlich solle sie sich ausruhen, und Hardy solle es gut haben, ihn oft besuchen — tanzen — schöne Kleider — o, er würde sich als treuer Bruder zeigen.

Heinz Philipp war fort.

Die Frau horchte. Weinte Hardy? Nein. Sie dachte: Wie soll ich mit ihr sprechen? Was soll ich sagen?

Sie wartete. Lange blieb alles still. Dann rührte sich die schwarze Gestalt, die da in so drohender, beängstigender Unbeweglichkeit an der Nähmaschine saß, die gefalteten Hände auf ihrer Kante.

„Wie viel ist eigentlich die Uhr, Mutter?" fragte sie wie von weit, weit her.

Da brach die Mutter in Tränen aus.

Hardy machte eine Handbewegung.

Still! hieß es vielleicht. Still! bat es vielleicht.

Und Hardy ging in die Schlafstube und streckte sich auf ihrem Bett aus. Sie hörte zu, wie ihr Herz klopfte. Ganz regelmäßig, sonderbar langsam. Es schlug in den Ohren oder im Kopf oder im Rücken — immer schien es da zu schlagen, wo sie hinhorchte. Die ganze Welt war still. Nur ihr Herz klopfte.

Um vier wird er getraut ... Nein, nicht daran denken. Vorüber daran — vorüber ...

Vorüber? Das Schicksal kam und stieß sie mit grober Faust zurück in seinen Lebenskreis. Ihr Bruder wollte sich mit ihm verbrüdern.

Nein — nein — nein, schlug ihr Herz.

Um fünf fängt mein Dienst an, dachte sie, als könne sie ihren Gedanken eine bestimmte Richtung anbefehlen. Sie schloß die Augen. In das Klopfen ihres Herzens schienen sich allmählich schwirrende Töne zu mengen, feines Klingeln surrte darin.

Ihr war, als glänzten immerfort kleine Lichter auf wie in einem Schwarm Glühwürmchen, der sich niedergelassen, bald dort, bald da eins die Flügel hebt. Und eine Stimme nahm der anderen förmlich die Worte ab: Hier Amt ... Sprechen Sie noch? ... Hier Amt ... Sprechen Sie noch? ... Hier Amt ... hier Amt ... hier Amt ... immerfort, endlos, eintönig, Stunden, Stunden ...

Hardy wunderte sich kaum, daß sie auf dem Amt sei und doch zugleich die Mutter in der Wohnung herumhantieren höre, und dämmerte so hin in einem Zustande von Halbbewußtsein und körperlicher Zerschlagenheit.

Unterdes wusch Frau von Arnberg die paar Teller und Löffel ab und setzte sich dann wieder an die Nähmaschine. Ihr scharfes, stolzes Gesicht war wie versteinert.

Ja, dachte sie, alles, alles verkehrt sich mir in Bitterkeit. Selbst was Freude scheint und Befreiung aus all dem ewigen Gesorge werden könnte — tausend Mädchen gibt es gewiß, die meinem Jungen Herz und Vermögen zu Füßen legen möchten, wenn das Schicksal sie nur hätte mit ihm zusammenbringen wollen. Aber

nein, es stößt ihn gerade auf die eine, mit der wir nicht eine Familie bilden können, ohne schrecklich zu leiden. Wie soll denn das werden, wenn Hardy und ich mit dem Mann am selben Tische sitzen müssen?

Ihr Zorn auf Borwin war seit jener Nacht nur noch gewachsen. Sie sah jeden Tag die stillen Leiden ihres armen Kindes, und ihre fanatische Liebe zu den Ihren war so ohnmächtig. Sie konnte ihnen nicht helfen und nicht wohltun. Aber sie konnte hassen, was ihnen wehtat. Und vielleicht wuchs der Zorn auch noch ein wenig daran, daß sie ihn nie aussprechen durfte. Sie hatte Hardy versprochen, daß sie zusammen und vor Heinz Philipp für immer von Borwin schweigen wollten. Dies Versprechen schien die einzige Erleichterung für Hardy.

Und diese leidenschaftliche Frau, diese geschlagene Lastträgerin hielt ihr Wort stolz und stark wie ein Mann.

Die Nähmaschine rasselte in flinkem Laufe. Hielt zuweilen inne wie ein kleines Tier, das sich verschnauft, puckerte im Gleichmaße der eiligen Bewegung wieder weiter... Und mit dem Laufe der tippenden Maschinentöne lief auch die Zeit.

Viermal schwang sich der dunkle, zudringlich grobe Ton der Uhr hinein in den Raum...

Da strich hart am Fenster ein Dienstmann vorbei, der einen Brief in der Hand hielt.

Frau von Arnberg warf den weißen Batist, an dem sie nähte, auf die Maschine, so daß er wie ein Gewölk in runden Bauschen niedersank.

Sie stürzte zur Tür und nahm dem Manne den Brief ab.

Ihre Finger flogen, der Mund war ihr ganz trocken.

Als sie den Umschlag öffnete, fand sie zwischen dem zusammengefalteten Briefbogen einen Hundertmarkschein und eine Depesche. Mit den Riesenbuchstaben, die Heinz Philipp sich seit ein paar Jahren angewöhnt hatte, stand da auf dem hellgrauen Papier geschrieben:

„Geliebtes Mütterchen! erstmal bitte ich: nimm das Einliegende von mir an. Die Reisschüssel, an der ich Euch heut sah, tat mir denn doch zu weh. Und Ihr scheint mir beide der Pflege zu bedürfen. Kaufe gute Sachen für Dich und Hardy zum Schnabulieren. — Die einliegende Depesche braucht keinen Kommentar. Höchstwahrscheinlich werdet ja nun auch Ihr den großen Mann kennen lernen. Mir ahnt: bessere Zeiten brechen an!!!

Und nun noch 'ne Weile: Ohren steif.

Dein H. P."

Die Depesche — die Depesche — vor Spannung auf diese bekam der Hundertmarkschein vorerst nur einen flüchtigen, gerührten Nebengedanken...

Die Antwortdepesche des Herrn Dieter von Arnberg—Arnberg auf Heinz Philipps Anfrage lautete:

„Ihre Depesche mir hier nachgekommen. Da in unmittelbarer Nähe, werde Sie morgen vormittag aufsuchen. Bitte mich elf Uhr erwarten. Gruß

Arnberg."

In unmittelbarer Nähe? Frau von Arnberg suchte den mit Blaustift fast unleserlich geschriebenen Ortsnamen zu entziffern. Es war der einer ganz kleinen nahen Station an einer der Bahnlinien ... Vielleicht war Dieter Arnberg im Postbezirke jener Station auf einem Gute zum Besuch. Er wollte im fremden Hause nicht einen Verwandten zu wichtiger Familienkonferenz empfangen und kam daher seinerseits zu Heinz Philipp. Ja, so oder ähnlich würde es wohl sein.

Sie eilte hinein zu Hardy und fuhr mit erregten Worten und raschen Gebärden hinein in den Dämmerzustand, in dem sie wie gebunden lag.

Hardy fuhr jäh in die Höh'. Entsetzt wie von Feuerlärm. Und in der stumpfen Gewohnheit der Arbeitenden fragte sie verwirrt: „Schon Zeit?..."

„Kind — Hardy — sieh mal an: Heinz Philipp schenkt uns hundert Mark. Ist er nicht doch ein guter Junge?! Er muß es sich ja abknappen."

Oder er hat ihn sich von seinem Freunde Nottbeck

gepumpt, dachte Hardy rasch. Sie bezwang sich und verschwieg den Gedanken, Mutter schien so gerührt. So unbegreiflich aufgeregt ... Wegen der hundert Mark?!

Und dann kam die Mutter mit der Depesche heraus und stand und sah förmlich lauernd Hardy an, während die, auf der Bettkante sitzend, las.

Da begriff Hardy, daß es nicht allein die hundert Mark waren ... Möglichst ruhig sagte sie: „Ich bin neugierig, ob Herr von Arnberg uns besuchen wird.“

„Wahrscheinlich doch — ja — wahrscheinlich,“ murmelte die Frau. Ihr war schlecht zumute. Ihre Seele duckte sich und hätte sich in tiefen Verstecken verbergen mögen.

Der Mann kam, dem sie nicht das Leben gönnte — der Mann kam, der zwischen ihrem Sohn und dem Reichtum stand — der Mann kam, dem allein vor allen Sterblichen sie nie, niemals zu begegnen sich erfleht hatte ...

Frierend neigte sie den Kopf — wie man tut, wenn einem was Kaltes in den Nacken kommt.

Es mußte ertragen werden ... Voll Haltung — ja, in undurchdringlicher Haltung — damit er nie erriet, wie ihre Phantasie mit mörderischen Gedanken sein Leben umkreiste — voll Haltung ... Sie schloß die Augen ...

Es klingelte. Sehr schüchtern. Aber in der kleinen Wohnung widerhallte der kleine Zitterton doch.

Als Frau von Arnberg die Flurtür öffnete, sah sie ein üppiges, hübsches Mädchen stehen, deren blondes Haar beinahe in der Form eines riesigen Badeschwamms ihr aufs Haupt gedrückt schien. Und auf dem Badeschwamm saß ein billiger Riesenhut.

Der Blick hochmütigen Erstaunens, der sie traf, schüchterte Anna Behrens ein. Vor Männern war sie nie, vor Frauen leicht verlegen.

„Ich möchte Arnberg abholen,“ sagte sie und ärgerte sich, daß sie dem Wunsch nicht widerstanden habe.

Hardy war inzwischen schon von dem abhängigen Sorgegedanken: „Es ist gewiß allerhöchste Zeit", getrieben worden.

Sie kam der Mutter nach.

Anna Behrens' Gesicht verklärte sich, als sie sie sah.

„Ich war bange ... Ich dachte, Sie können gewiß nicht allein den weiten Weg ..." sprach sie rasch, „und wenn Sie wegen Krankheit ausblieben, müßt' doch 'n ärztliches Attest sein ..."

„Sie sind eine gute Seele," sagte Hardy und gab Anna Behrens einen Kuß auf die Wange — als Antwort gleichsam auf die bösen Worte von Heinz Philipp ... obgleich Anna Behrens sie nicht gehört hatte, und obgleich er diese Antwort nicht sah.

„Kind, bleib hier — dies Fräulein ist sicher so liebenswürdig, dich zu entschuldigen," sprach Frau von Arnberg, schon halb und halb mit der beunruhigenden Erscheinung von Anna Behrens ausgesöhnt. Sie spürte: die meinte es gut mit Hardy.

„Man kommt so leicht in den Verdacht, als wär' man zu kränklich ..." brachte Anna Behrens betrübt vor.

„Aber Hardy kann doch heute nicht!" rief Frau von Arnberg.

Hardy sah vor sich hin. Sie besann sich. Unaussprechliches ging durch ihr Gemüt. In diesem Augenblick saß er an glänzender Tafel neben einem jungen Weib in Schleier und Kranz — neben seinem Weib — berauscht von Glück sie beide.... Und sie, krank vor Schwäche, zerschlagen vor Gram, sollte sich hinschleppen zur Arbeit und als Sklavin des wirbelnden, ewig beweglichen, atemlosen betäubenden Verkehrs den tausend Stimmen unsichtbarer Tyrannen gehorchen, die ihr das Recht auf ihre Schmerzensandacht nahmen ... Hier Amt ... Sprechen Sie noch? ... Hier Amt ... Falsch verbunden! ... Hier Amt ... Passen Sie doch auf! ... Hier Amt ... Hier ...

Oh, Stille — nur fünf Minuten Stille — Barmherzigkeit.

Und nun erhob Hardy das Haupt. Sie war sehr bleich, und jämmerlich schmal erschien ihr Gesicht.

„Ich kann!“ sprach sie voll stiller Festigkeit. —

⊕ ⊕ ⊕

Die Stunde kam, vor der Frau von Arnberg sich in geheimen Ängsten mehr fürchtete, als sie ihrer Tochter eingestehen mochte.

Gleich nach dem Mittagessen am andern Tage schrillte die Flurglocke.

„O mein Gott!“ murmelte die Frau.

„Mutter!“ sagte Hardy, und es lag eine solche Fülle liebevoller Ermahnungen in ihrem Tone, daß die Mutter fast gehorsam flüsterte: „Ja, Kind, ja.“

Auch Hardy war voll heimlicher Unruhe. Es würde sie immer ein wenig aufgeregt haben, den Mann endlich einmal zu sehen, von dem sie unter sich so viel sprachen. Aber nun, zu dieser Lebenswende, wo ihr eigenes Glück zerbrochen am Boden lag, wo ihr Bruder sich ahnungslos eins aufbauen wollte, unter Umständen, die für sie Qual ohne Ende bedeuteten, nun kam Dieter Arnberg fast wie das Schicksal selbst ins Haus.

Hardy hatte gestern nicht mehr Klarheit genug im Kopfe gehabt, Heinz Philipps Auseinandersetzungen recht zu folgen. Und auch die Mutter hatte heute früh und jetzt eben beim Mittagessen nur immer wieder geseufzt: „Alles hängt von ihm ab!“ Was Dieter mit Heinz Philipps Plänen eigentlich zu tun habe, wie er sie fördern könne, war ihr gar nicht ganz deutlich. Aus Angst hörte sie nur stumm dem Seufzer zu. Und aus Angst sprach die Mutter sich nur in Andeutungen aus.

Inbrünstig dachte Hardy: möchte er sich gegen Heinz Philipps Heiratsplan aussprechen — vielleicht hatte er als Familienhaupt das Recht — o, möchte er es verbieten! Hardy fühlte: das war gewiß keine große Liebe zwischen dieser Irma und ihrem Bruder, da zerbrach nichts, wenn sie nicht zu einander kamen — ja, wenn Dieter es doch verböte.

Aber indem sie die Tür öffnete, dachte sie auch schon: Man kommt nicht zu Frauen, denen man eine Hoffnung zerstören will. Und er denkt doch, es sei eine Hoffnung für uns.

Im Halbdunkel des Flurs, das noch tiefer wirkte, weil den Hauseingang grelles Sonnenlicht füllte, konnte Hardy ihn nicht genau sehen. Sie sah nur einen sehr großen, breiten Mann. Heinz Philipp sagte: „Tag, Hardy — Herr von Arnberg — meine Schwester."

Und dann sprach eine Stimme, die zu laut und tief für den kleinen Raum schien: „Guten Tag, gnädiges Fräulein," und eine feste Männerhand drückte ihr die Rechte.

Drinnen stand die Mutter, in den schlappen Falten ihres uralten, schwarzen Kleides, voll Hoheit. Das scharfe, leichenblasse Gesicht lächelte verbindlich.

Donnerwetter, dachte Heinz Philipp, in Mutter ist was Unzerstörbares.

Und Herr Dieter von Arnberg fühlte irgendwie, daß sein guter, verwandtschaftlicher Händedruck nicht so ohne weiteres am Platze war, und er beugte sich und küßte die schmale, von hunderttausend Frauenarbeiten aller Art hartgewordene Hand. Er spürte ihre Härte — und da küßte er sie gleich noch einmal.

Durch die überfeinen, immer wachsamen und leicht erregbaren Nerven der Frau ging eine Erschütterung.

Aber sie hielt sich vornehm und lud zum Sitzen.

„Der Bock ist frei," sagte er, „da kann man sich vor Jagdeinladungen nicht retten. Es traf sich gut, daß ich die zu meinem alten Freunde Prüttwitz annahm. Ich besann mich noch. Nun sieht es aus, als hat es so sein sollen."

Frau von Arnberg antwortete etwas steif, daß ihr Sohn sich des Zufalls sehr gefreut habe.

Hardy sah ihn nun in vollem Lichte. Er hatte einen Försterbart, dunkelblond, aber vorn auf seiner Breite zum Gelblichen verfärbt, wie es Haar tut, das

ohne weitere Kunst viel dem Wasser und auch viel der frischen Luft ausgesetzt wird. In dem Gesicht, das wohl aus den gleichen Ursachen etwas zu lebhaft gefärbt war, fielen vor allen Dingen die Augen auf. Knallblaue Augen — Bauernmädelaugen oder die eines Kindes — nicht ein bißchen von interessantem Feuer und lockenden Tiefen darin. Nein, was für merkwürdige Augen für einen Mann, dachte Hardy.

Und sein bräunlicher Saccoanzug sah aus, als sei er fertig gekauft, ohne Sinn für Kleidsamkeit und Eleganz — oder vielleicht hatte ihn auch irgend ein Kleinstadtschneider gemacht.

Dennoch aber, trotz all der rustikalen kleinen Einzelzüge, war irgend etwas an ihm und um ihn, das den großen Herrn erraten ließ.

„Es ist wunderbar, daß wir uns erst jetzt kennen lernen. Oder man kann auch sagen, es ist wunderbar, daß wir uns überhaupt kennen lernen," begann er nun.

„Ja," sprach Frau von Arnberg, „in der Familie Arnberg haben sich die traurigen und überraschenden Ereignisse — seit einem Jahrzehnt gehäuft. Nichts ist begreiflicher, als daß die wenigen noch vorhandenen Träger des Namens sich etwas verwandtschaftlicher zusammenschließen."

Geradeso konventionell, wie sie das sagte, saß man auch zu viert um den alten, eingelegten Tisch. Und die Sitzenden füllten das kleine Zimmer so sehr, daß Heinz Philipp spürte, wie seine Stuhllehne sich knirschend an dem Sekretär rieb. In dem aus Kinderzeiten her tief eingewurzelten Bewußtsein, „man muß die Sachen schonen," bemühte er sich unauffällig, etwas weiter nach vorn zu rücken.

„Ich habe Ihrem Sohn meinen Unwillen nicht verborgen," fuhr Herr Dieter fort, „daß er mir nicht schon vor drei Jahren von Ihren Lebensumständen offen sprach. Ich habe es nicht gewußt, daß Sie mich nötig hatten."

„Wir? Sie? Wir haben niemand nötig. Wir nicht," sprach Hardy scharf.

„Gott, Hardy . . .“ sagte Heinz Philipp ärgerlich.

„Ich meine — ich, ich habe niemand nötig,“ verbesserte sie sich und wurde rot.

Die blauen Augen sahen sie fest an, sehr fest. Dann wandten sie sich der älteren Frau zu. Und ganz ebenso unbefangen und durchdringend sahen sie dieser ins schmale, schlechtfarbige Gesicht.

Mein Gott, dachte Herr Dieter von Arnberg, die haben gelitten — die beiden!

Und ein großer Ärger auf den Sohn und Bruder dieser beiden Frauen wallte wieder in ihm auf. Er hatte schon vorhin kein Blatt vor den Mund genommen und Heinz Philipp einiges gesagt, das für immer zwischen ihnen bleiben mußte, so derbe war es gewesen. Vor allen Dingen die Feststellung: „Also jetzt, jetzt, wo es für Ihre Lebensumstände wichtig scheint, jetzt kommen Sie erst mit denen Ihrer Mutter 'raus.“ Aber er merkte wohl: wie nun mal alle solche Menschen sind — darin war auch Heinz Philipp ganz naiv gewesen — das wurde ihm erst nachträglich klar, wie seine Haltung eigentlich aussah — na ja . . .

Herr Dieter von Arnberg sprach nun weiter, mit einer inneren Freiheit und einer so vollkommen unbefangenen Beherrschung der Lage, daß dies bald auf die Frauen hinüberwirkte und sie zwang, ohne jede Verlegenheit zuzuhören. Ganz ohne Pathos und falsche Scham konnten sie, wie von selbst, seine Stellung und die ihre betrachten.

„Erlauben Sie mir erst mal von mir selbst zu sprechen, verehrte Frau? Sehen Sie, ich bin ein ganz simpler Mensch. Meine liebe, gute Mutter und mein Vater — ja, das war 'n famoser Mann — die sind mir früh gestorben, wie Sie wissen werden. Aber doch nicht so früh, daß ich nicht dies und das aus ihren Gesprächen und Lehren mir hätte merken können. Was Tote gesagt und gemeint haben, hat ja immer solch Gewicht. ‚Man muß nicht so viel über das Leben nachdenken, man muß zugreifen, wo es einen braucht‘, sagte Mutter. ‚Gegen junge Männer muß man ein bißchen stramm sein,‘ sagte Vater, ‚aber Frauen muß

man nicht leiden lassen.' Wir waren nicht arm, nicht reich. Das Gütchen, was ich von ihnen erbte, wollte durch Arbeit immer verteidigt sein. Das hatte meinen Eltern genügt. Mir hätt's auch genügt. Und da entwickeln sich nun die Dinge so furchtbar ernst, und ich komme vor bald vier Jahren gegen alle menschliche Berechnung in den riesengroßen Besitz. Das konnte sich ja als Druck auf mich legen und wollt's auch beinah ... Ich fühlte gleich: dies anständig zu ertragen, gibt's nur einen Ausweg: den, daß du alles, alles für die armen Frauen der Familie tust. Die Lebrecht Philippschen waren und sind ja die nächsten dazu. Daß auch Mutter und Schwester meines derzeitigen Thronfolgers es schwer haben, wußte ich nicht. Nun weiß ich's, und wir wollen mal vernünftig besprechen, wie ich meiner Pflicht am besten nachkommen kann."

Hardy sah ihre Mutter an. Was für fieberrote Backen die bekommen hatte. Wie eisern sie die zerarbeiteten Hände im Schoß faltete.

„Wenn Sie es als Pflicht ansehen," sprach Frau von Arnberg mit hastigem Atem, „entwaffnen Sie mich von vornherein ..."

„War da was zu entwaffnen?" fragte er mit einem kleinen, gutmütigen Lächeln. „Von Ihrem Sohn brauchen wir nicht zu sprechen — er will sich mit Kopf — und es scheint ja wohl auch mit Herz — in eine gute Heirat stürzen. Ich wollt', ich wär' so weit wie er. Also, er ist gewissermaßen besorgt und aufgehoben. Und daß er nicht an sein Glück denken kann, solange er weiß, seine Mutter plagt sich schwer, ist mal gewiß. Söhne an vollen Tafeln und die Mütter mit einer Brotrinde — wer kann das denken, ohne daß er schamrot würde ... Und daß Heinz Philipp für Sie von erheiratetem Geld was täte, ging denn doch gegen die Arnbergsche Ehre. Ist es klar?"

Oh, mein Gott, ja — wie ist es klar, dachte Hardy gerührt. Sie vergaß, daß sie dringend gewünscht hatte, Herr Dieter von Arnberg habe irgend ein Recht, die Heirat zu verbieten.

„Ja," sprach die Frau mit heißem Gesicht, „es ist klar. — Aber ich — ich kann wohl noch arbeiten — noch ein wenig — ich hätt' es wohl noch ausgehalten ..." Ihre Stimme zitterte.

Es war ein letztes Sträuben in ihr. Und dennoch überfiel sie mit einem Male das Bewußtsein ihrer ungeheuren Lebensarbeit wie ein Mühlstein ... und zerdrückte sie ganz. All die Bürde, die sie getragen — all die Lasten, die sie jahrelang jeden Tag von neuem ans Danaidenfaß der Pflicht geschleppt, mit zerbrechendem Rücken, mit erschöpften Kräften — all die furchtbaren Nächte, wo sie mit angstgehetzten Gedanken die noch vorhandenen Groschen nachrechnete, die niemals reichten — nicht einmal für die Notdurft ...

Sie fühlte ein Aufschluchzen in ihrer Brust emporkommen ... sie wollte fest bleiben — sie legte die Hand über die Augen.

Und Herr Dieter von Arnberg sah diese schmale, grobe Hand auf dem hageren Gesicht.

Es schien, als würden seine Augen noch blauer, sein Blick noch bestimmter.

„Sie hätten es ganz gewiß nicht mehr lange ausgehalten," sagte er einfach. „Und ich sehe es ja auch dem Fräulein Eberhardine an; wir haben uns seit Jahr und Tag überanstrengt."

„Nein," sprach Hardy und wurde wieder sehr rot, „glauben Sie mir, ich kann leisten, was mein Beruf fordert. Ich habe in der letzten Zeit allerlei mit mir selbst zu tun gehabt — das hat ja jeder Mensch wohl einmal. Es wird besser werden."

Er schüttelte leise ein wenig den Kopf.

„Ich meine, das Vernünftigste ist, Sie gehen sofort aufs Land. Nicht etwa, damit Heinz Philipp Mutter und Schwester als Bewohnerinnen irgend eines Arnbergschen Schlosses der neuen Verwandtschaft vorführen kann. Lieber Arnberg, ich sagte es Ihnen schon: das ist außer meinem Verständnis. Daß Ihre Mutter Wäsche näht, daß Ihre Schwester telephoniert — jawohl, das ist eine große Sache, und wenn die Nottbecks oder Ihre Irma speziell sich daran stießen,

beneidete ich Sie nicht um die Verwandtschaft — kann ich mir ja auch von gebildeten Leuten nicht denken. Nein, darum nicht. Aber Erholung haben die Damen nötig. Landluft haben Sie nötig. Pflege haben Sie nötig. Ich würde sagen: Arnberg. Aber das seh ich wohl ein, anderswo ist es zum Aufatmen, zum Erst-mal-sich-Besinnen bequemer für Sie. Und deshalb sag ich: Münchow. Das ist ein nettes, kleines Herrenhaus, alter Park, der an Wald stößt, und 'ne Seele von Wirtschafterin — natürlich mehr zutraulich als devot, familiär — rührend besorglich — jawohl, das mein' ich. Und wenn Sie sich da ein paar Wochen erholt haben, komm ich mal hin, und wir sprechen weiter."

Heinz Philipp nickte strahlend. Die Genugtuung, die er über alles empfand, ließ ihn die kleinen Pillen, die er nebenbei zu verschlucken bekam, glatt hinnehmen. Halb und halb war er auch wirklich beschämt — wenn die Sachen gut ausgingen, fühlte er immer nobler.

Frau von Arnberg seufzte tief. Es war aber keiner jener harten Seufzer mehr, die die ganze Welt anzuklagen schienen.

„Das muß ja schon allein 'ne Strafe gewesen sein, hier gewohnt zu haben. Als wir kamen, fiel mir diese Reihe so auf, daß ich sie gezählt hab'. Zwölf ganz egale, scheußlich nüchterne Häuser, Wand an Wand gedrückt! Als wenn Häuser nicht auch 'ne Extraseele haben müßten, jedes eine für sich in ihrer Art. Der Kerl, der das gebaut hat, muß ja 'ne pöbelhafte Unbildung besessen haben ... Na ..."

„Wie freut es mich für Mutter, daß sie aufs Land kommt. Ich kann jetzt nicht. Wir haben jede von uns vierzehn Tage Ferien. Aber erst in der stillen Zeit, im Juli oder August," sagte Hardy.

Herr Dieter von Arnberg nahm nun mit seinen blauen, stetigen Blicken Hardy vor.

Ihr feines, vornehmes, ausdrucksvolles Gesicht, ihre ganze Erscheinung gefielen ihm ausnehmend. Die braucht bloß 'n niedliches weißes Kleid anzukriegen

und ordentlich was zu essen und zur Pflege, und dann ist sie eine Schönheit, dachte er. Aber 'n bißchen obstinat scheint sie auch.

„Urlaub, mein liebes Fräulein, brauchen wir nicht mehr. Wir nehmen unsern Abschied. Der Telephonverkehr des Deutschen Reiches muß sich ohne uns behelfen."

Über den Vaterton dieses Mannes, der noch ein so junger Mann war, mußte Hardy lächeln.

„Verzeihen Sie mir, Herr von Arnberg. Ich empfinde mit heißem Dank Ihre Güte. Aber ich für meine Person bedarf keiner Hilfe. Ich bin aufgewachsen in dem Wissen: ich müsse mir einmal selbst mein Brot verdienen. Manche Stunden habe ich gehabt, wo ich dachte, das sei hart. Manche Stunden habe ich noch, wo mir mein Beruf unerhört, unertragbar erscheint, weil ich immerfort den Unsichtbaren zu gehorchen habe, die mich kommandieren. Und doch ..."

Er machte große Augen.

„Und doch ...?" fragte er nach.

Es trug Hardy fort, sie wußte selbst nicht, wie das kam. Mit einem Male sah sie alles in so klarem Licht, begriff völlig, was ihr ihre Arbeit, ihre Selbständigkeit sei.

„Und doch," sprach sie voll starker Bewegung, „doch bin ich stolz darauf, daß ich arbeiten kann. Ich habe gelernt, mich als Schwester zu fühlen von all den tausend Mädchen, die gleich mir keine rechte Jugend haben dürfen, weil sie für ihr Brot sorgen müssen. Ob sie nähen, lehren, telephonieren, verkaufen — sie sind alle zusammen eine Gemeinde, die Gemeinde der Tapferen. Und ihr anzugehören, hebt mich vor mir selbst. Ich weiß auch längst, daß der Arbeitszwang einen wunderbaren Ausgleich in sich birgt — er ist der vollkommenste Gegensatz zum Zwang: die höchste Freiheit. Wie frei es eine Frau macht, zu wissen: ich esse selbstverdientes Brot — ja, dazu bin ich nicht beredt genug, Ihnen das klarmachen zu können. Was bin ich noch, wenn ich alles Ihrer Güte danke? Und neben Mutter dahinlebe ohne Ziel und Pflicht? Nichts

bin ich als ein alterndes Mädchen, das Zeit hat, verbittert zu werden. Nein — Sie wollen mir meine Arbeit lassen ... meine Selbständigkeit wollen Sie mir lassen ..."

Tränen funkelten in ihren Augen. Und sie dachte: Wie sollte ich auch mein Leben ertragen, nachdem ich ihn verloren habe, wenn ich mich nicht mit Arbeit betäubte.

Ganz betroffen stand Herr Dieter auf: mit ihm erhoben sich die andern. Die Mutter ratlos, hektische Röte im Gesicht, der Bruder bemüht, seinen heftig aufwallenden Ärger zu bezwingen — gespannt, was Dieter nun sagen werde.

Der fragte langsam: „Und Sie wollen nichts, gar nichts mit mir zu tun haben?"

Da streckte Hardy ihm ihre Hand hin und sagte frei und zutraulich: „Doch. Von Herzen gern komme ich, wenn ich darf, in meinen beiden Ferienwochen auch nach Münchow."

Er drückte ihr mehrmals die Hand. Er konnte nichts sagen. Er dachte immerfort: die hat Charakter — ja, die hat Charakter! ...

Nun aber fiel alle Haltung von der Mutter ab, sie wußte nicht aus noch ein vor Aufregung und Unschlüssigkeit. Sie wollte Hardy nicht allein lassen — unter keinen Umständen — und alles hatte ja keine Eile — die Aussicht tröstete und erholte schon — man mußte auch Übergänge suchen — Und die Wohnung? Und die Sachen? ...

Herr Dieter von Arnberg war innerhalb seiner Umwelt das ruhevolle Befehlen so durchaus gewöhnt, daß er nun, nach einigem Besinnen, und nachdem er aus den Klagen, Fragen und Ausrufen der Frau sich ein völliges Bild aller Nebenumstände gemacht, die Sache wieder fest in die Hand nahm.

„Vereinigen wir uns," sprach er herzlich; „zu überstürzten Geschichten sollen Sie nicht gezwungen werden. Ich schlage vor: andre Woche Sonnabend nachmittag bis Sonntag nachmittag kommen Sie mit Fräulein Eberhardine mal nach Münchow — so einen

freien Sonntag werden Sie wohl mal haben? — Na ja — also … Und dann gucken sich die Damen Münchow an, und wenn es gefällt, was ich für gewiß im voraus weiß, — siedeln Sie Mitte Juli total dahin über mit all Ihren Sachen. Und inzwischen tut Ihre Tochter sich nach 'ner Pension oder 'ner Familie um, wo sie sich anschließen kann — wenn's denn so durchaus beim Telephonieren bleiben soll — was meinen Sie? Ja, scheint mir klar. Und dann noch eins: Das Nähen hört aber sofort auf — sofort! Nicht eine Stunde mehr! Und wir sind verständig, und wenn nächster Tage eine kleine Sendung aus Arnberg kommt, denken wir: das ist ja alles im letzten Grunde vom wunderlichen Schicksal dem Dieter geschenkt … Wer weiß, ob nicht gar auch bloß geliehen …"

Seine Stimme nahm einen tiefernsten Klang an.

Da kam aus dem Munde der Frau ein Aufschluchzen.

„Nein …" schrie sie. Und sank weinend in die Sofaecke und verbarg ihr Gesicht.

Alle standen schweigend. Und kaum konnte Frau von Arnberg sich dann so viel fassen, die nötigen Abschiedsworte zu finden und etwas von Dank zu stammeln.

Herr Dieter von Arnberg hatte auf einmal große Eile und sagte etwas von seinem Freunde Prüttwitz, dem er mit heiligen Eiden Rückkehr mit dem Zuge drei Uhr siebenunddreißig versprochen. Aber man spürte wohl: er wollte nur vor all der Rührung davonlaufen. In seiner Eile schien er vergessen zu haben, daß er Hardy schon fest die Hand geschüttelt hatte, denn er kehrte vom Flur aus noch einmal um und schüttelte ihr zum zweiten Male die Hand.

Lange und still weinte die Mutter noch vor sich hin. Und Hardy ahnte, was für Bitterkeiten sich da lösten, was für galliger Neid hinwegschmolz, wie süß die tiefe Scham das Gemüt der armen Kreuzträgerin erhob — welcher Friede sich in ihrer Seele verbreitete — mit welcher heißen Inbrunst sie dem Mann abbat, daß sie ihm nicht das Leben gegönnt habe …

Einmal trat Hardy sacht an die Mutter heran und streichelte ihr das Haar.

Da kam sie in die Höhe und sah ihre Tochter an — aus verweintem Gesicht — fragend — fast demütig. „Hardy“, sagte sie, „denk nicht, daß ich weniger stolz bin ... Aber ich konnte gar nicht mehr — ich konnte nicht mehr ...“

Und über diesem Lasttierblick — der von all den Peitschenhieben des Schicksals so furchtsam und matt geworden war — über dies flüsternde Geständnis: „Ich konnte gar nicht mehr,“ begann auch Hardy zu weinen. Sie umarmte heiß die Mutter.

„Alles kannst du von ihm nehmen, alles — von diesem — alles,“ rief sie. In schmerzlicher Bewegung dachte sie an den andern Mann, von dem sie einst diese Erlösertat erhofft ... und wie viel glühender noch hätte sie es ihm gedankt ...

⊕ ⊕ ⊕

Zu den vielen Überraschungen, die Borwin in seiner noch so jungen Ehe erfuhr, gehörte es auch, daß er seine Frau in einer sehr regen Korrespondenz mit ihrer Schwester sah. Während der Verlobungszeit hatte er nur spöttische Neckereien, Empfindlichkeiten, kleine Zänkereien aller Art zwischen den beiden beobachten können. Und zudem war Doraline keine geborene Briefschreiberin. Wie ein Schulkind saß sie oft am Tische, das Ende des Federhalters zwischen den Zähnen, stilistische Wendungen mit großer Mühe suchend. Trotzdem ihr also offenbar das Schreiben lästig sein mußte, war dennoch ihre erste Sorge, stets an Irma zu berichten, wie schön diese neuerreichte Reisestation sei, wie wahnsinnig Borwin sie liebe, wie unmenschlich glücklich sie sich fühle.

Allmählich kam er dahinter, daß für Doraline die überwältigende Größe Londons, die lichte Schönheit der englischen Südküste, die stille Üppigkeit der Insel Wight, der phantastische Einsamkeitszauber der normännischen Inseln nur den einen Wert hatten: sie konnte vor Irma, die das alles noch nicht kannte,

damit auftrumpfen. Und dennoch, trotz all dieser Trümpfe, zog Doraline vor der federgewandten, begabten Schwester stets den kürzeren. Und wenn auf die in prahlerischer Freude heimwärts gesandten Meldungen dann von Irma eine Antwort kam, die voll spitzer Pfeile war, ärgerte sich Doraline bis zu Tränen.

„Kindskopf!" sagte er oft nachsichtig und zärtlich. Aber doch auch voll Erstaunen über die Kleinlichkeit dieses Gefechtes schwesterlicher Eifersucht.

Sie waren auf der Insel Jersey, als sie die Nachricht von Irmas Verlobung bekamen. Der Postdampfer, der allabendlich von Southampton in den Hafen der kleinen Hauptstadt dieser Inselwelt, in St. Hélier einlief, brachte ihre Post mit, die ihnen dann morgens mit dem ersten Frühstück ins Zimmer gegeben wurde. Doraline war wieder einmal nicht zum Aufstehen zu bewegen, obschon der Wagen, zu einem Ausfluge bestellt, vor der Tür des Grand Hotel hielt.

Und wenn Borwin in solchen Fällen mahnte und fragte, ob sie sich denn gar nicht auf den schönen Ausflug und die Natureindrücke freue, die man erhoffen könne, reckte sie sich lang aus und kauerte sich unter ihrer Decke wieder zusammen wie ein behaglich spielendes Kätzchen und sagte, daß es ihr ganz egal sei, ob die Welt ein Paradies oder eine Wüste wäre, und daß er lieber kommen und ihr noch einen Kuß geben solle, ehe sie sich zum Aufstehen entschließe. Und wenn er dann sich über sie neigte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und wollte ihn nicht loslassen. Es war jeden Morgen das gleiche Spiel, und ihre Begierde nach Zärtlichkeit schien unerschöpflich.

Auch heute bedurfte es vieler Geduld und endlich auch einer Bitte, die einem Befehl fast gleichkam, bis Doraline aufstand. In großer Hast zog sie sich dann an, und als sie neben ihrer Teetasse Irmas Brief sah, wollte sie ihn gleich lesen. Das hätte nur neuen Aufenthalt und unter allen Umständen Ärger gegeben. Borwin schlug vor, den Brief mitzunehmen und unterwegs zu öffnen.

Sie fuhren auf leichtem Wagen mit emsig trabenden Pferden dahin. Rechts lag das Meer, in der Nähe still und blank, in der Ferne im Sonnenschein, wie von einem dünnen weißen Dunst überdampft. Am Horizont, dort zwischen dem hingebreiteten, ebberuhigen Meer und dem Atlas des reinen Himmels, erkannte man einen bläulichen, in seinen Grenzen verschwimmenden Streifen: die französische Küste.

Die Fahrstraße hob sich und senkte sich — dem sehr welligen Gelände gemäß, das mit seinen allerliebsten kleinen Tälern, mit seinen niedlichen Höhenzügen die Formen einer Gebirgslandschaft nachahmte, wie ein Spielzeug oft sehr ernsten Dingen gleicht und das Grandiose zum Reizenden herabmildert.

Die Ufer hatten ihr schaumiges Wellenkleid verloren, das während der Flut in heftigem Faltenwurfe sich über seine Felsengründe legte. Nun waren sie entblößt und stellten sich als ein bizarrer und heimtückischer Ringwall dar, den die Natur um die Insel gebaut. Aber diese Felsenbrocken, die den in räuberischer Absicht sich nähernden Schiffen jeden Überfall der begehrenswerten Insel unmöglich zu machen schienen, hatten den Normannen noch nicht als Schutz genügt. In regelmäßigen Zwischenräumen errichteten sie rund um die Insel Türme, zur Wacht und zur Verteidigung. Die standen nun, kurz und gedrungen, hell im Sonnenschein und sahen als lächelnd melancholische Ruinen auf das verebbende Meer hinaus.

Vorwin erklärte Gegend und Geschichte und suchte die Interessen der jungen Frau zu wecken.

„Sieh nur,“ sagte er, „wie wundervoll und finster die gewaltige Festung sich vor dem blauen Himmel und über der Küste erhebt.“

Sie fuhren auf Chateau Montorgueil zu, und die klotzigen braunen Mauern, vielfach vom blanken, zähen Pelz eines undurchdringlichen, uralten Efeus bedeckt, standen in einer wuchtigen Silhouette düster und hochragend über dem Ufer, aus seinem Fels emporwachsend. Und weithin flimmerte hell das Meer, sehr still und verträumt.

„Ja — famos. Aber gib mir doch endlich Irmas Brief.“

Sie bat zum drittenmal darum, immer war diese Bitte ihre Antwort auf eine seiner Bemerkungen.

Er sah wohl: ihr kleines, drolliges Briefgezänk mit der Schwester war ihr wichtiger als all diese Schönheit.

Und kaum hatte Doraline zu lesen begonnen, so schrie sie auch schon auf.

„Irma hat sich verlobt!“

Sie las vorerst gar nicht weiter. Sie erging sich in Phantasieen. Mit der Treffsicherheit der Gereizten erriet sie, daß Irma mit einem Knalleffekte habe imponieren wollen. Denn so etwas habe doch ein Vorspiel! Und kein Mensch berichtete davon? Nicht mal Mama? Hatte sie es etwa nicht gewußt? Oh, ganz Irma! Und keine von den Freundinnen, weder Fanni noch Lorchen, schrieben von Gerüchten; niemand hatte offenbar vorher darüber geklatscht! Wie hatte Irma das nur angefangen? Ja, sie war imstande, alles geheim betrieben zu haben, selbst hinter dem Rücken der Eltern!

„Aber, Liebling, lies doch nur weiter,“ bat Borwin, der nun wußte, daß er von diesem Ausfluge keinerlei Stimmung und gesammelten Genuß erwarten dürfe.

„Was ist da viel zu lesen,“ sagte Doraline verärgert, „kurz und impertinent ist er. Da lies.“

„Liebe Kleine, seit Du Frau bist, empfange ich von Dir so viel Belehrungen. Das amüsiert mich immer riesig. En revanche will ich Dir auch ein Vergnügen machen. Nämlich mit der Nachricht, daß ich mich verlobt habe. Heimlich bin ich schon seit vier Wochen Braut. Auf Deiner Hochzeit hab' ich mich verlobt. Aber es beliebte uns, gegen jedermann, auch gegen die Eltern, davon zu schweigen. Grund: Heinz Philipp hatte allerlei Familienangelegenheiten zu ordnen; ich kenne sie genau. Also strenge Deine Phantasie nicht an; geheimnisvolle Gründe lagen für diese Verzögerung nicht vor. Auch war im Regiment irgend

was los — kranker Adjutant, den Heinz Philipp vertreten mußte — kurz, er konnte nicht gleich wieder Urlaub nehmen. An Deinem Polterabend lernten wir uns kennen, am andern Tag warb er um mich. Also leidenschaftlicher Stil. Heinz Philipp von Arnberg ist der Freund von Fritz; vielleicht hast Du ihn bemerkt. Trotzdem Du in Deiner Verliebtheit und etwas kindlichen Einseitigkeit vergessen zu haben schienst, daß eine Hochzeit schließlich auch eine gesellschaftliche Veranstaltung ist. . . . Mit dem Verlobungsdiner hätten wir gern auf Eure Rückkehr gewartet. Allein Heinz Philipps Mutter, die bisher still in unsrer Stadt gelebt hat, siedelt nächste Woche auf eines der Arnbergschen Schlösser über, und da ist es für die alte Dame bequemer, das Fest wird vorher abgemacht. — Grüß Deinen Gatten. Sag ihm, er solle sich bedanken für den netten Schwager, den er bekommt. — Die Eltern sind glücklich. Nun, sie sind ja immer glücklich, mit und ohne Grund. Diesmal haben sie einen. In Liebe Deine Irma."

Borwin gab seiner Frau den Brief zurück. Seine Hände waren eiskalt. Er schwieg vollkommen.

Doraline vertiefte sich wieder in die Lektüre und sprach laut allerlei Randbemerkungen.

„Am Polterabend kennen gelernt — am andern Tage schon verlobt! Wie kann man! Man prüft sich doch erst! Leidenschaftlicher Stil — pöh, damit will Irma mich bloß anärgern, weil ich so lange habe warten müssen. — Als wenn sie ahnt, daß was dahinter war . . . ach, Borwin — es ist zu schrecklich für mich . . . Und du sagst gar nichts . . . wie findest du es . . .?"

„Ich finde es das Selbstverständlichste von der Welt, daß Irma heiratet. Und für dich speziell sehr erfreulich, denn fortan hat Irma ja etwas andres zu tun, als dich zu piesacken," sprach er so beherrscht, als er vermochte.

Aber dennoch klang seine Stimme vielleicht ein wenig rauh. Irgend etwas war in ihrem Klange, das Doraline veranlaßte, den Gatten sehr scharf anzusehen.

„Du hast ein ganz verändertes Gesicht bekommen — ganz blaß ...“

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ja, ganz blaß!“ fuhr sie mit erhöhtem Eifer fort und erschwerte ihm mit ihren durchdringenden Beobachterblicken die Haltung, „furchtbar blaß ... Borwin — Gott — ein Gedanke! War Irma die ‚andre‘, die du vor mir geliebt hast? Ja, sie war es, sie war es! Daher all ihr Spott — ihre Eifersucht ... Und sieh hier: sie hat das Wort ‚dieser‘ unterstrichen, ja sieh, ‚geheimnisvolle‘ Gründe lagen für diese Verzögerung nicht vor ... als wisse sie ... ja, es war Irma ...“

Sie fing schon an zu weinen.

„Ich bitte dich, Liebling! Wir wollten doch nie davon sprechen. Und ungefähr jeden Tag kommst du darauf zurück, und alle jungen Mädchen, die wir kennen, hast du schon durchgeraten. Und nun kommst du sogar auf Irma! Ich schwöre dir, sie war es nicht.“

Das weite stille Meer lag im sanften Glanze seiner besonnten Ruhe.

Die finsteren Formen der alten, efeuumwachsenen Festung, die wie ein starker, fester Akzent inmitten all des zitternden Lichtes stand, rückten ihnen gleichsam entgegen.

„Sieh, wie seltsam schön das ist,“ bat er fast flehend.

„Ja, ja — schön. O, das gönn' ich Irma nicht, von einem Tage zum andern hat sie sich den Mann erobert! Und ich mußte drei schreckliche Monate warten, weil du eine andre liebtest. Und in jeder Gesellschaft muß ich zittern und mich fürchten, die ‚andre‘ ist da, und du kehrst am Ende noch zu ihr zurück.“

Mehr als einmal hatte er ihr auf solche Furchtgedanken geantwortet: Du wirst die andre nie in den Gesellschaften treffen, die wir besuchen.

Das konnte er jetzt nicht mehr sagen ...

Aber antworten mußte er ... Sonst ging Doralines Phantasie weiter, verlor alle Zügel und stürzte sich endlich in einen Abgrund, darein sie sich, ein Opfer von Untreue und Verrat, elendiglich umkommen

sah. — Er kannte das schon, kannte es bis zur Ermüdung ...

Voll Herzlichkeit legte er den Arm um sie.

„Verdirb dir und mir nicht diese köstliche Fahrt, Liebling," bat er, „du bist jetzt meine Frau und darfst die Vergangenheit unbesorgt ruhen lassen. Vielleicht gerade, weil ich einmal das Schicksal erlebt habe, zwischen zwei Frauen hin und her gerissen zu stehen, kann und sollte die Siegerin unbedingt an meine Treue glauben."

Doraline trocknete ihre Tränen. Das Wort „Siegerin" tat ihr immer wohl. Sie umarmte Borwin und versicherte ihn, daß sie sterben würde, wenn er ihr nur einen einzigen seiner Gedanken entzöge. Ihre Zärtlichkeit wuchs und wollte sich in leidenschaftlichen Küssen äußern.

„Aber wir sind doch auf der Landstraße!" sprach er mahnend.

Das stimmte sie abermals trübe. „Kann das große Liebe sein, die nebenbei immer so beherrscht ist, daß sie das Schickliche bedenkt?" fragte sie.

Sie fuhren in diesem Augenblick in den Burghof der alten Feste ein, und Borwin kam so um eine Debatte über diese Frage.

Man wanderte über schmale, von finstern Mauern bedrängte Treppen, unter niedrigen, schwer geschwungenen Torbogen hin, durch primitive, tiefverschattete Hallen, in deren hohlen Bogenfenstern besonnte, blanke Efeuranken sich leise hin und her schwangen. Von Plattformen, die von ausgezahnten Mauerrändern umschützt wurden, sah man hinaus auf das beizend helle Meer und den ungeheuren Himmel darüber. Oder hinein in das liebliche Inselland, das der grüne Efeu überall bekroch, wo die Hand der Bauern ihn nicht fortgeschoben hatte.

Sehr nachdenklich ging Doraline neben ihrem Gatten. Und er hoffte, daß all diese Einsamkeitsschönheit, dieser Vergangenheitstraum aus Stein und Meer sie bezaubert habe. Liebevoll erzählte er ihr, was er sich zuvor an Kenntnissen von der Geschichte des Schlosses

zu eigen gemacht, so liebevoll, daß es fast war, als habe sich die ganze unruhvolle, blutige Historie der Inseln, die ein Eroberer der Faust des andern entriß, nur zu ihrer Unterhaltung begeben.

Als sie den Wagen wieder bestiegen, seufzte Doraline herzhaft. Aber sie saß dann schweigend.

Und so konnte auch er endlich versuchen, über das nachzudenken, was so neu und schwer nun sein Leben zu beunruhigen drohte.

Der Wagen trottete langsamer den auf kahlen Höhenzügen sich hinwendenden Weg entlang. Aus und ein bog sich drunten der Uferrand, immer neue kleine Buchten umschließend, in denen sich nun leise das Meer zu rühren begann. Es stieß spülend an die aufragenden Felsenbrocken und schob einen ganz kleinen, schwellenden Wasserrand hinauf auf den äußersten Saum des entblößten Grundes.

Borwin sah immer rechts hinab und hinauf aufs Meer, als beobachtete er sehr aufmerksam diesen vorsichtigen, tastenden Arbeitsbeginn der Flut. Aber er sah nichts. Er fühlte nicht den frischen, kleinen Wind, von Salz- und Kräuterdüften schwer gesättigt.

Wie soll das möglich werden, dachte er, ihr Bruder und ich — wir sollen eine Familie zusammen bilden, so etwas wie Brüder werden durch unsre Frauen? ... Und ihr selbst soll ich begegnen — und sie mir? ... An einem Tische sollen wir zusammensitzen — in Lügen? Oder wird sie es sagen, daß wir uns kennen? Und wird die Wahrheit auf den Markt gezerrt werden? Was heilig und was schmerzlich war, nun beklatscht werden? Und Doraline? Immer, rastlos, nie eingeschläfert umschweifen ihre suchenden Gedanken die andre. Wird sich alles so entwickeln, daß Doraline sie erkennt?! Hätte ich sie verleugnen sollen? Das, was mir eine reine, wehmütige Erinnerung war, klug hinter Lügen verstecken sollen? Hätte mich das nicht schamrot gemacht? Bezahle ich nicht schon jeden Tag mit törichten Szenen, die ich zu ertragen habe, jene Wahrhaftigkeit, die gewiß auch töricht und mir dennoch, dennoch eine Notwendigkeit war? Ich konnte, ich durfte

nicht klug sein — in jener Stunde nicht. Mir wäre Klugheit da Unwürdigkeit gewesen — Undankbarkeit, Nichtachtung gegen die eine, die mir so groß und still verziehen hat.

Ja, wie sollte alles werden? Der Gedanke, Hardy zu begegnen, war ihm entsetzlich. Geradezu wie eine Entweihung.

Der Vorhang hinter diesem Stück Leben war gefallen. Und nun sollte es sein, wie wenn Schauspieler abgeschminkt und im bürgerlichen Kleide wieder auf der Bühne sich zeigen, nachdem all die Liebe und das Leid, das sie gemimt, schon verklungen ...

Es sollte kein erhabener Traum, kein geheimes, süßschmerzliches Erinnern bleiben? In das Allerplatteste, in das kleinzänkische Familiengetriebe sollte das hineingezogen werden?

Er litt. Er wehrte sich dagegen. Und wußte doch, diese Lage, die ihm unmöglich schien, ließ sich nicht ändern.

Er empfand undeutlich, ihr Takt würde den Ausweg finden. Daran klammerten sich seine Hoffnungen.

In dem Briefe stand ja etwas davon, daß Heinz Philipps Mutter fortziehe aus der Stadt. Vielleicht ging sie, deren der Brief keine, gar keine Erwähnung tat, mit der Mutter fort. Irgendeine ihm unbekannt gebliebene Schicksalswendung hatte das Los der Frauen erleichtert. Wie heiß ihn das freute.

Und doch rief es eine andre Erinnerung wach: er wußte noch so genau, wie es seine Männlichkeit beglückt hatte, wenn er daran dachte, daß er der Liebenden nicht nur sein Herz, daß er ihr auch Sorglosigkeit schenken dürfe.

Aber wenn sie auch mit der Mutter aus der Stadt fortging, ganz kann man sich nicht vermeiden, ohne sehr aufzufallen, wenn man eine Familie zusammen bildet. Und wenn nicht früher, so mußten sie sich auf Irmas Hochzeit begegnen.

Litt sie von diesem Gedanken? Wehrte sie sich

gegen diese Wendung der Dinge verzweifelt und ohnmächtig wie er? Bitterlicher vielleicht noch?

Und dann war die Mutter da, mit ihrem erregbaren, starken, fanatischen Wesen. Wie sollte er ihr ins Auge sehen? Ihr, die gewiß nichts verstanden hatte von dem Gefühlswandel und all seinem Leid als die eine harte, einfache Tatsache: er verläßt mein Kind! Sie wußte nur dies eine, und das machte ihn vor ihr zum Verbrecher. Er ahnte, daß sie ihn hasse. Wie sollte er ihr die Hand reichen? War sie, der er jedes Pathos und jede Schroffheit zutraute, nicht imstande, seine Hand zurückzuweisen?

Und wieder fühlte er unklar: alles lag bei Hardy.

So war es fast, als sei sein Schicksal oder doch der äußere Friede seines Lebens ihr anheimgegeben.

Er wußte, sie war stolz und gut. Sie würde nicht über ihn triumphieren wollen, indem sie ihn beschämen ließ.

Voll tiefer Rührung dachte er, daß auch ihr das Vergangene heilig sei und bleibe.

Und zusammen, in schweigendem Verstehen, würde es ihnen gewiß gelingen, dies Heiligtum in seiner Verborgenheit zu schützen.

„Na, sehr unterhaltend bist du nicht," sagte Doraline.

„Ich dachte, du wolltest dich einmal ungestört den großartigen Eindrücken hingeben," antwortete er.

Er war etwas ruhiger geworden. Das unbegrenzte Vertrauen zu Hardys vornehmer Sicherheit und Herzensgröße hatte ihm geholfen.

„Im Moment habe ich bloß Hunger."

„Ich glaube, wir kommen bald an unser Ziel."

Und der Kutscher bestätigte es: noch eine halbe Stunde, und man würde in Rozel sein, wo man einen Frühstückspavillon fände. Doraline gähnte oft.

„Armes Kleinchen, so flau," bedauerte Borwin.

„Du hast manchmal einen Ton, als wenn du mein Großvater wärst."

„Nur einen Beschützerton."

„Ach was, ich will nicht beschützt werden, ich will geliebt werden. Jeden Tag mehr."

„Noch mehr?" Er wollte es lachend fragen, aber unversehens verkehrte sich ihm die Stimme im Munde und wurde wie von Ironie gefärbt.

„Das ist gewiß das Restaurant!" rief Doraline befriedigt, als ein länglicher Glasbau zwischen Bäumen sich am Wegesrande zeigte.

Nun war alles andre vergessen. Mit einer behaglichen kleinen Feinschmeckerfreudigkeit gab Doraline sich dem Vergnügen am Essen hin. Riesengroße Hummer kamen auf den Tisch, und Borwin bestellte schäumenden weißen Burgunder. Doraline hatte Verständnis für den feinen Kräuterduft des St. Péray und sah den Luftperlen zu, die unablässig, wenn auch gelassener als beim Champagner, aus dem Boden des Glases im altgoldfarbenen Wein emporquirlten.

Sie wollte hier sitzenbleiben und durchaus nichts von dem „tropischen Garten" und der kleinen Bai von Rozel wissen, den beiden Sehenswürdigkeiten des Platzes. An der andern Seite der Straße, dem banalen Wirtschaftsbau gegenüber, auf schroff ansteigendem Hügelgelände sah man eine wunderbare Pflanzenwelt sich drängen wie ein Stück Morgenland, das irgendwie durch Zauberkraft hierher versetzt worden war. Die Mittagsglut lag schwer und schweigend auf dem tiefgrünen Blätterdickicht der Magnolien, den riesenhaften Rhododendren und dem emailblanken Gebüsch der Kamelien. Sehr schlank und ein wenig gebeugt wie von zu raschem Wuchse, dem kernige Kraft fehlt, standen die fahlen, graugrünen Eukalyptusbäume vor dem schimmernden Himmelsblau. Pinienwipfel griffen ineinander, auf ihren orangefarbenen Stämmen brannte die Sonne. Feierlich breiteten große Araukarien priesterliche Arme über den Samtrasen wie segnend aus. Lorbeeren, in geschlossenen Gruppen, standen zusammen wie schweigende Denker.

Und hinter dem Gitter, zu Füßen dieser hügelansteigenden Südlandspracht, blühten Blumen in jeder

Farbe, Blumen aller Art. Durch die Massen, in denen sie wucherten, glichen sie einem üppigen Riesenkranze.

Aber nein, all diese fremdartige Fülle verlockte Doraline nicht. Es war so heiß. Und man hatte so viel und so gut gegessen und getrunken. Mit großer Überredungskunst konnte Borwin sie endlich bewegen, bis zur kleinen Bucht die zwanzig oder dreißig Schritte zu gehen. Wenn man noch lange wartete, kamen die Cookschen Tourenwagen, die alle Tage eine Schar von Reisenden kreuz und quer über die Insel führten. Und dann war es um den Zauber geschehen.

Doraline scherzte, sie sei nicht eigensinnig und wolle sich vor Neckerei wegen ihrer Faulheit schützen und gehe also deshalb mit.

Etwas schwer hing sie sich an Borwins Arm. In ihrem weißen Kleid, unter dem beim schritthaltenden Marschieren regelmäßig die schneeweiß beschuhten Füßchen aus und ein gingen, mit dem großen weißen und mit blaßlila Blumen beladenen Strohhute, sah sie reizend aus. Eine üppige kleine Rubens-Schönheit, dachte Borwin.

Zwischen ein paar sich zusammendrängenden Blütenbüschen wand sich ein ganz schmaler Weg hinab zur kleinen Bucht. Und da schien selbst Doraline von der weltfernen, märchenhaften Stimmung des Platzes betroffen. Von dem hohen Ufer fiel das Gelände steil ab und umgab den Dreiviertelkreis der Bucht, ihr einen Strandsaum lassend. Zwischen ihm und dem Hang angeklemmt lag eine weiße Fischerhütte unter schwerem Dache. An ihre eine Seite drängte sich, sie tief umschattend, dunkellaubiges Gebüsch, in dem weiße Blütenscheiben verstreut lagen. Die Hütte schien verlassen. Man sah kein lebendes Wesen. Unfern war ein Fischerkutter, grün und schwarz bemalt, von plumpem, dickbauchigem Bau, aufs Trockne gezogen.

Die Flut kam jetzt herein und ließ weißes Perlengekräusel über das saphirblaue Wasser hinschäumen. Das raunende Murmeln füllte die Luft, die hier von

keinem Windstoß gestört war. Mittagsschwüle glühte still.

Doraline ließ sich am Strande nieder, wo sein feines Geröll schon in den Sand des Hanges überging. Da konnte man warm in der Sonne kauern, ins Licht hineinblinzeln und die Flut leise plaudern hören. Es war merkwürdig, wie das Glucken des Wassers das große Schweigen ringsum nur noch deutlicher machte.

„Komm!" sagte sie halblaut. Und ihr Ton war schwül wie die Stille um sie her.

Sie streckte die Arme nach ihm aus, und er lagerte sich neben sie.

Sie küßte ihn. Sehr begehrlich, mit der Schrankenlosigkeit der Besitzenden und der Wissenden.

Und auch über ihn kam es wie ein Paradiesesrausch. Sie waren in der Natur, und das Recht der Natur triumphierte in ihnen. Es gab nichts auf der Welt als Sonnenstille und drängende Leidenschaft. Und dieses heißblütige, junge Weib war sein, ihm gehörte sie, zuerst ihm, allein ihm, und wollte und dachte nichts als ihn. ...

„Ach," sagte Doraline endlich, selig erschöpft von seinen tollen Küssen, „hier ist es himmlisch. An so einem Platze möcht ich immer sein, nur du und ich und unsre Liebe."

Er schwieg. Er lag mit geschlossenen Augen, die Hände unter dem Kopfe verschränkt. Das strahlende Leben losch langsam hinweg aus seinem Gesichte. Eine strenge Falte stand zwischen den Brauen — fast finster — als grüble er schwer nach. Er horchte auf die schwatzenden Stimmen der Flut. Eine unbegreifliche Traurigkeit machte seine Gedanken fast unbeweglich.

„Du antwortest ja nicht," fuhr Doraline fort und drehte sich in wälzender Bewegung ihm mehr zu, „was? Das wäre doch das einzig wahre Leben: sich in so einem Idyll verstecken und nichts tun, als sich lieben. Weißt du was — laß Geschäft Geschäft bleiben, Geld haben wir ja wohl beide genug, und laß uns irgendwo ein Heim gründen, wo es so schön ist wie

hier, und wo wir ganz allein unsrer Liebe leben können."

Sie lag nun flach auf dem Leib und hatte ihre Ellbogen aufgestützt und das Gesicht im Rahmen der Hände. So war sie ganz nahe neben ihm und sah ihm in die Augen. In ihrem fuchsigen Blondhaar flimmerte die Sonne, und der weiße Hut mit der lila Blumenschwere war weit weg, irgendwo auf dem Strandgeröll.

Borwin mußte wohl antworten. Es war ihm so mühsam.

„Liebling," sagte er, „dann würden wir wohl erschreckend rasch genug voneinander bekommen. Ein Dasein ohne Arbeit! Das ertrüg' ich nicht. Und du würdest mich wohl bald nicht mehr achten. Arbeit ist auch Freude."

„Gönn' die Freude denen, die kein Geld haben. Wir haben was. Laß uns andre Freuden suchen."

„Guck mal an! — Nun, alle solche Fragen wirst du eines Tages verstehen. Es wird meine Aufgabe sein, dich zu belehren."

Sie krabbelte in die Höhe, stand und schlug den Sand aus ihrem Kleid und lachte.

„Um Gottes willen nicht! Vor dem bloßen Wort ‚belehren' hab' ich 'n Horror."

„Deine Schulerinnerungen sind noch zu frisch," versuchte er zu scherzen, indem er aufstand und sich ebenfalls vom Sande reinigte.

„Bin dir wohl zu jung?" rief sie und sah ihn mit funkelnden Augen an und warf sich wieder in seine Arme.

Eine seltsame, eine furchtbare Empfindung zuckte durch ihn hin: Scham. ...

Doraline fühlte seine Stummheit. Es war, als ob alles an ihm schwieg, selbst die Regungslosigkeit seiner Arme war wie Schweigen.

Aber Doraline war zu sehr in Glückseligkeit getaucht; sie deutete dies auf ihre Weise und plauderte munter weiter. Ihre frohe Stimme blieb nun immer im Gange. Sie kehrten zur Wirtschaft zurück, erkletterten

ihren Wagen, und immerfort schwatzte Doraline voll Kinderfröhlichkeit in den Tag hinein und rühmte den „himmlischen Ausflug“. Zuweilen nur senkte sie wie instinktiv ein wenig den Ton — denn des Kutschers wegen konnte es doch nicht sein, der verstand kein Deutsch — und lebte in Worten noch einmal die schwüle Stunde an der kleinen, sonnenstillen Bucht durch — und das durchtriebene, bacchantische Lächeln, das dabei um ihre Lippen ging, versetzte dem Manne beinahe den Atem ... Und dann war sie ganz, aber auch absolut sicher, daß Irma nicht imstande sei, solche Liebe zu fühlen oder zu erwecken.

Also man war wieder bei Irma! Und Doraline konnte nähere Berichte über all das Drum und Dran der Verlobung kaum erwarten.

Noch am selben Abend schrieb sie an die Mama, an Fanni, an Lorchen und noch an drei Basen Briefe und Postkarten, genaue Erzählungen erflehend.

Borwin fühlte, daß er der Schwester seiner Frau, daß er seinen Schwiegereltern doch Glückwünsche zu sagen habe. Es war unmöglich, sich schweigend zu verhalten. Er erwog laut, ob er depeschieren solle. Und Doraline, die Irma nicht einmal einen Brief von Borwin gönnen wollte, riet dringend dazu und fand es völlig genügend. Und so drückte denn Borwin in zwei Telegrammen alle Wünsche und Hoffnungen für eine glückliche Zukunft der Neuverlobten aus.

Wozu gibt es all diese abgegriffenen Worte, all die abgeschliffenen Redensarten, dachte Borwin, wenn man sie nicht anwenden soll, wo das Herz beklommen ist.

Vielleicht waren sie extra für die Verlegenen vom Gebrauch ausgebildet worden.

Er genierte sich beinahe, Doraline den Text der banalen Telegramme zu zeigen. Aber sie fand sie wunderschön.

Und nun warteten sie.

In Borwins Gemüt blieb eine seltsame Schwere zurück. Er sagte sich, mit einem gewissen Eigensinn sogar sagte er es sich, daß dieser sein freudloser Zustand von der Spannung und Unruhe käme. Wenn

nur erst aus den näheren Nachrichten zu erkennen sein würde, wie Hardy und ihre Mutter sich stellten, welcher Art die Wendung sei, die ihr mühsames Los ins Freundliche gekehrt — dann, so wähnte er, würde die lebensfreudige Stimmung der ersten Reisewochen zurückkehren.

Aber er spürte, daß noch etwas andres ihm so schwer im Untergrund seines Wesens lag ... er wagte nicht, das ans Tageslicht zu holen und genau anzusehen ... Und er vermied es, an die heiße Stunde in der weltfernen, sonnendurchglühten kleinen Bucht zu denken ... Und er sah oft wie scheu fort, wenn Doraline lächelte, wie sie an jenem Tage gelächelt ...

Doraline wäre nun aus Neugier brennend gern nach Hause gefahren. Aber sie fühlte schon jetzt eine Art Empörung, wenn sie daran dachte, daß Borwin sicher manchmal ins Geschäft und von ihr fortgehen müsse, wenn man erst wieder daheim sein würde. Sie wollte die Ausschließlichkeit, mit der sie ihn jetzt besaß, keine Minute früher aufgeben, als es sein mußte. Und ferner war sie gewiß, daß bei früherer Heimkehr Irma mit ihrem impertinentesten Lächeln fragen würde: langweilte sich Borwin schon in dem Tete-a-tete mit dir?

Ihre Neugier mußte also warten. Und derweil überstimmte sie sie mit allerlei Phantasieen. Einmal nahm dieser Heinz Philipp von Arnberg Irma natürlich nur ihres Geldes wegen. Ein andermal war es schade, daß ein Mann, der gewiß das Recht zu allen Ansprüchen habe, mit einer so oberflächlichen Person wie Irma förmlich angeschmiert werde.

Wie ist sie unreif! dachte Borwin oft. Er sah wohl, nichts von diesen Reden war böse gemeint. Wenn Irma morgen in Not und Elend kommen würde, liefe Doraline herzu und hülfe schwesterlich. Davon war er überzeugt.

Er wußte längst: es war seine Pflicht, sie zu bilden, zu erziehen. Es schien, als sei das leichteste, das bewährteste aller Erziehungsmittel in seine Hände gegeben: die Liebe.

Aber da, gerade da erhoben sich alle Schwierigkeiten. Das Übermaß ihrer Liebe — nein, grausam gestand er es sich: ihrer Verliebtheit — machte ihn ohnmächtig.

Einen allzu heftig brausenden Strom kann man keine Räder treiben lassen. Man muß ihn erst ablenken.

Hier in der Fremde, wo ihr einziger Tagesinhalt war, die Stunden zu genießen, sich an der Schönheit der Welt zu erfreuen, wo immer von neuem das Glücksgefühl sie berauschte, daß der geliebte Mann ihr ganz gehöre, hier hätte auch die klügste Erzieherweisheit nicht die Stimmung schaffen können, die für Versuche zum Ernst günstig geworden wären.

Aber dennoch, vielleicht auch in halbbewußter Furcht vor dem, was immer bedrohlicher in ihm aufzusteigen begann, dennoch fing er ganz leise, fast überfein an, ihrer unerschöpflichen Zärtlichkeit zuweilen abzuwehren. Die Flammen ihres leidenschaftlichen Wesens loderten zu stark, sie empfand nichts als ihre eigene Glut, war wie davon betäubt.

So zählte er voll heimlicher Ungeduld die Tage bis zu dem, wo er wieder seine Arbeit würde aufnehmen dürfen. Alle Hoffnungen auf die Heimat und den vernünftigen Alltag setzend, der wie von selbst den steten Rausch verbot.

Sie saßen zuweilen über dem Kalender und sahen zusammen die Daten nach, ohne daß Doraline ahnte, mit wie verschiedenen Empfindungen. Sie klagte jedem Tage nach, der entschwand. Noch zwölf, noch elf, noch zehn ...

Jeden Tag streiften sie zu Fuß oder zu Wagen auf der Insel herum. Da gab es ganz schmale Täler, wie mit grüner Farbe übergossen. Nicht einmal die Stämme der Eichen und die Zäune oder die Hausmauern brachten graue und helle Töne hinein. Der Efeu, still und blank und emsig, kroch über alles hin. Einsame Pachthöfe gab es, die inmitten grüner Wiesen und Felder unter Riesenbäumen so versteckt lagen, daß man sie erst bemerkte, wenn man nahe vor ihnen

stand. Und immer wieder, fast von jedem Punkt der Insel aus, sah man den Rahmen von Felsbrocken und die Trümmer alter Normannentürme und darüber hinaus den Ozean, so daß es schien, als läge ein üppig geschwelltes, grünes, braunumrandetes Polster auf der blauen Fläche.

Es war so phantastisch. Man konnte wähnen, auf einem Zaubereiland zu sein. Oder — in einem Gefängnis.

Stark und stärker wuchs in Vorwin die nervöse Empfindung des Eingesperrtseins. Er mußte sich wachsam in der Hand behalten, um seiner Stimmung äußerliche Gleichmäßigkeit zu bewahren. Und immer war Doraline neben ihm, in strahlender, glückseliger Anbetung zu ihm emporschauend.

Eines Morgens saßen sie auf dem Balkon vor ihrem Zimmer. Eine rot und weißgestreifte Markise beschirmte ihn. Sie knarrte ein wenig im Wind, und durch ihre ausgebogte Kante lief immerfort eine Wellenbewegung. Unter der sehr tiefgehenden Markise stand noch eine Rollwand, und so konnten sie in aller Behaglichkeit geschützt ihren Morgentee trinken.

Das Meer, auf das sie unter der rotweißen Kante weg sehen konnten, flimmerte, als trieben da millionenfach Spiegelscherben durcheinander. Und mitten aus der Flut erhob sich das Fort Elisabeth, das man bei Ebbezeit zu Fuß erreichen konnte, und das jetzt ganz umspült war von den unruhig blinkenden Wassern.

Doraline bediente ihren Mann mit einer Fürsorglichkeit und Hausfrauenkoketterie, die ihr reizend stand. Aber sie wollte auch für jeden Tee, den sie einschenkte, für jedes Brötchen, das sie strich, mit einem Blick oder Wort oder Kuß belohnt sein.

Da kam die Post, und Doraline wurde ganz benommen von der Fülle der Briefe, die, alle auf einmal, für sie angekommen waren und ihr Antwort auf ihre Neugierbitten brachten. Die Mama hat geschrieben, zwei Cousinen hatten geschrieben, Lorchen und Fanni, die beiden Freundinnen, sogar Vorwins Mutter hatte

geschrieben und hauptsächlich — Irma selbst! Vor Eifer und Wichtigkeit wußte Doraline gar nicht, welche Zuschrift sie zuerst lesen wollte.

„Lies du sie mir vor, dann erfahren wir alles gleich zusammen."

Borwin lehnte ab. Die Briefe seien nicht für ihn, sondern für sie geschrieben.

„Ach Gott, ich habe doch keine Geheimnisse vor dir, wir haben doch keine Geheimnisse voreinander."

„Gewiß nicht und hoffentlich nie. Aber Dritte können einem doch Mitteilungen machen, die nur für dich oder nur für mich bestimmt sind."

Doraline machte ein erstauntes Gesicht.

„Ach, was für 'n Unsinn. Was du weißt, kann ich auch wissen, und umgekehrt. Papa läßt Mama alles lesen, auch Geschäftsbriefe."

„So?" fragte er lächelnd, „das bezweifle ich doch. Die Sorgen und die Ehre andrer Geschäftsleute, die einem manchmal unter die Hände kommen, wird Papa wohl für sich behalten."

„Das würde Mama sich schön verbitten!" rief Doraline naiv. „Aber nun hör mal zu . . ."

Und eine Vorlesung begann, die alle Augenblicke haperte, und die sich aus lauter Bruchstücken zusammensetzte. Bald konnte Doraline ein Wort nicht lesen. Bald, in köstlicher Inkonsequenz ihrer dargetanen Anschauungen, unterschlug sie eine Stelle, weil Borwin nicht zu wissen brauchte, daß Lorchen fand, Fanni sei wieder mal zu stark geschnürt gewesen, und daß Fanni schrieb, Lorchen habe denn doch zu doll mit Fritz, dem Bruder Doralines, kokettiert. Auch erwies es sich, daß in Mamas Brief eine zu starke Kritik über Borwins Mutter stand.

Die Vorlesung endete damit, daß Doraline all die Briefe durcheinanderschob, darin herumsuchte, etwas verlegen war und sich endlich entschloß, Borwin zwei hinüberzureichen.

„Lies nur selbst. Die zwei wenigstens. Das langweilt dich höchstens, alles zu hören; sie schreiben alle fast das gleiche."

Borwin nahm die Briefe. Sein Verlangen, zu wissen, war ja zu groß, als daß er hätte ablehnen sollen. Er las erst den von seiner Mutter. Aus ihren schrägen, gleichmäßigen, eiligen Schriftzügen atmete förmlich der Geist ihrer flinken und unermüdlichen Beredsamkeit, in der sie die kleinen Vorkommnisse des Lebens gern besprach. Sie hatte an Doraline geschrieben:

„Meine liebe Schwiegertochter, wie ich Dir per Karte mit voriger Post mitteilte, dachte ich meine Karlsbader Kur zu beginnen und wollte eigentlich bereits vorgestern abgereist sein. Allein die überraschende Neuigkeit, die Verlobung Deiner Schwester Irma, hat mich noch hier festgehalten. Es wäre zu rücksichtslos von mir gewesen, am Tage vor dem Verlobungsdiner abzureisen, das fand Fräulein Hintze auch. Das Diner war sehr gut; im Sommer ist es ja immer schwerer, ein Menü zusammenzustellen. Aber Deine Mutter hatte diesmal meine Kochfrau genommen, und auf die Parbst kann man sich verlassen. Es waren vierundvierzig Personen; ich hatte die schönste Toilette an. Die Deiner Mutter war wieder mal verunglückt: du nimmst es mir wohl nicht übel, aber Geschmack hat sie nicht, das sagt Fräulein Hintze auch. Ich hatte den General von Schleichheim zu Tisch, den ich nun mal nicht leiden kann, aber das hat Deine Mutter wohl nicht gewußt. Im übrigen war die Tischordnung ja gegeben. Dein Vater führte die Mutter des Bräutigams. Eine stolze, riesig vornehme, hocharistokratische Frau. Ich will nichts gegen Deine Mutter sagen, aber es kam mir so vor, als fühle Frau von Arnberg sich mehr zu mir als zu ihr hingezogen. Deine Mutter wurde von Herrn Dieter von Arnberg-Arnberg geführt, der das Haupt der Familie ist. Und dabei noch ein junger Mann, erst sechsunddreißig. Er sieht aber älter aus. Man sieht ihm auch auf hundert Schritte den Landedelmann an. Es wurde viel aus ihm gemacht, wenn ich es offen sagen darf: etwas zu viel. Man muß Leute, die Großmogulstellung haben, nicht noch obenein verwöhnen, indem man sich vor ihnen bückt. Dein Bruder Fritz hatte die Schwester des Bräutigams zu

Tisch. Es scheint ein feines Mädchen, aber sehr still. Ich konnte wenigstens nichts aus ihr herausbringen. Sie war sehr simpel angezogen, in weiß Batist. Die Arnbergs sind, bis auf den Fideikommißinhaber, nämlich arm. Und das Fräulein ist ein Telephonmädchen. Herr Dieter von Arnberg-Arnberg soll ihr angeboten haben, daß sie mit der Mutter auf einem der Schlösser wohnen könne. Sie will aber lieber arbeiten. Ich weiß nicht, das hat was Fatales — wirkt so emanzipiert. Stille Wasser sind tief — vielleicht paßt ihr die Freiheit. Also modern. Keine ganz leichte Zugabe für die Familie. Aber es scheint, daß das Mädchen wenigstens so viel Takt hat, sich sehr zurückhalten zu wollen. Herr Dieter von Arnberg-Arnberg bekümmert sich übrigens auffallend viel um sie, das sagte Fräulein Hintze auch. Ich dachte, dies alles würde Dich wohl recht interessieren, darum schreibe ich es Dir, obgleich ich mitten in Reisevorbereitungen sitze. Daß ich nicht zu Hause bin, wenn Ihr heimkehrt, tut mir leid, aber ich konnte meine Reise nach Karlsbad unter gar keinen Umständen mehr aufschieben, sonst treffe ich dort keinen Menschen mehr von all meinen alten Bekannten. Grüße Borwin und sage ihm, daß das Geschäft dringlich auf ihn wartet. So lange hätte mein Mann es nie über sich gebracht, das Kontor zu verlassen. Aber andre Zeiten, andre Sitten. Treulichst Deine Schwiegermutter.

P. S. Irma war strahlend, in blaßblauer Seide, wie immer zu elegant für ihre Jahre. Sie ist übrigens ein recht unbescheidenes Mädchen, das sagt Fräulein Hintze auch."

Absatzlos — alles. Atemlos wirkte es.

Borwin hatte beinahe das Gefühl, als gehe ihm die Luft aus.

Er starrte noch lange in den Brief, als er ihn schon ausgelesen hatte. „Eine stolze, riesig vornehme, hocharistokratische Frau" nannte seine Mutter die Arme, die er als geplagte Lastträgerin, mit zernähten und zerarbeiteten Händen, gehetzt und dürftig gekleidet so oft gesehen! Und doch, da er sich recht besann: wenn

er kam und ging, war es nicht gewesen, als werde er huldvoll empfangen und gnädig entlassen? Hatte nicht irgend etwas Unerklärliches in der Haltung der Frau ihn immer gezwungen, die grobe schmale Hand zu küssen? Und war nicht noch in diesem Augenblicke, wenn er sehr deutlich ihrer gedachte, ein Unbehagen in ihm, das fast an Unsicherheit grenzte, wie man es sonst nur vor sehr überlegenen, sehr hochstehenden Persönlichkeiten hat? Was war das? Bedurfte diese Frau vielleicht nur einer andern Szene, um sogleich als Königin zu wirken?

Und Hardy? „Still“ nannte seine Mutter sie und pries es, daß sie den Takt der Zurückhaltung zu haben scheine, weil, ja weil sie selbst erkenne, daß sie als armes, arbeitendes Mädchen sich am besten dem Kreise reicher Genußmenschen fernhalte. So meinte seine Mutter es. Und nannte sie eine „Zugabe“, sie, die er einst, während jenes kurzen Liebestraumes, seiner Mutter als Tochter zuzuführen gedacht ...

Er wurde dunkelrot, und finster war sein Ausdruck. Doraline hatte ihn beobachtet, sprang auf und gab ihm von rückwärts einen Kuß auf die Wange. Darüber schrak er zusammen. Er wollte lächeln, wußte nicht, wodurch er sich diesen belohnenden Kuß zugezogen hatte.

„Ich seh' dir's an. Du ärgerst dich. Das ist süß von dir. Du stehst zu mir, das weiß ich,“ sprach sie lebhaft, „und du wirst mir den Gefallen tun, deiner Mutter zu sagen, daß sie nicht immer Seitenhiebe auf die meine loslassen soll!“

Borwin hätte antworten können, daß Doraline und ihre Mama ebenfalls kein Blatt vor den Mund nahmen, wenn sie der Schwächen seiner Mutter gedachten.

Aber er versprach mit freundlichem Ernst, erleichtert, daß sein heißer Kopf so gedeutet ward, daß er seine Mutter bitten wolle, sich in bezug auf Doralines Mutter zu beherrschen.

„Sie ist ja sehr amüsant. Aber sie ist es immer auf Kosten andrer Leute. Das mußt du selbst zugeben. Und nun lies Irmas Brief.“

„Liebe Kleine," schrieb Irma, „das wär' also überstanden. Ich fand es gar nicht so langweilig, wie ich es mir gedacht hatte, als Schaustück oben an der Tafel zu sitzen. Ich glaube auch, Heinz Philipp und ich haben allen anwesenden Jungfräulein und Junggesellen mal gezeigt, wie man sich als Brautpaar von Geschmack zu betragen hat. Es ist überhaupt himmlisch, wie wir uns in allen Fragen des Taktes und der Eleganz verstehen. Ich denke, wir werden eine vorbildliche Menage zusammen führen. Erleichtert wird uns das Leben wesentlich dadurch, daß wir nicht inmitten einer Familiensippe, umlauert und bevormundet und beklatscht, zu sitzen brauchen wie du arme Kleine. In der mecklenburgischen Garnison wollen wir aber nicht bleiben, sondern Heinz Philipp betreibt schon seine Versetzung in ein Garderegiment. Hochzeit wird wohl gleich nach dem Manöver sein. Also um den fünfzehnten September herum.

Nun brennst du gewiß vor Begierde, vom Verlobungsfest und meiner neuen Verwandtschaft soviel als möglich zu erfahren. Das Diner war, wie immer so was ist: sehr brillant. Alle unsre nächsten Verwandten. Die Arnbergs. Borwins Mutter nebst ihrem Schatten, dem gräßlichen Fräulein Hinze, die nur aus Ohren und Mund zu bestehen scheint. Mehrere Bekannte, auch deine Freundinnen Lorchen und Fanni, zwischen denen unser Bruder Fritz pendelt. Musik saß im Wintergarten neben dem Eßsaal. Toiletten soso lala. Deine Schwiegermutter wieder zu elegant für ihre Jahre und wieder so vorneweg, als sei sie es, die die Honneurs des Festes zu machen habe, als seien alle ihre Ansichten von gesellschaftlichen Fragen maßgebend. Sie hatte ja eigentlich schon in Karlsbad sein wollen. Aber wann hätte Frau Eggsdorf je ein Diner sich entgehen lassen, außer wenn sie krank war!

Heinz Philipp hat zum Glück keinen erheblichen Anhang. Erstens: seinen Vetter, ich weiß nicht wievielten Grades, den Fideikommißinhaber Herrn Dieter von Arnberg-Arnberg. Krautjunker in Reinkultur.

Aber Stil drin. Man kann nicht recht heran. Erst denkt man, der sei gutmütig zu nehmen, kordial und so weiter. Aber er imponiert. Man weiß nicht warum. Ich hoffe, ich habe ihm sehr gefallen, denn Heinz Philipp und ich möchten gern alljährlich einige Wochen auf Arnberg eingeladen werden. Es wäre so dekorativ dem Regiment gegenüber. Nun, es wird schon werden. Da ja Heinz Philipp der nächste Anwärter ist und Herr Dieter von Arnberg so ein Mann scheint, dem man nicht die Lust zum Heiraten zutraut, gebietet schon der Takt, daß er uns freundschaftlich heranzieht. Er hat sich bei mir sehr gut eingeführt, indem er mir zur Verlobung ein Armband schenkte. Es ist ein schlichter Goldreif, inwendig hinein hat er den Spruch der Arnbergs gravieren lassen. Lateinisch. Das verstehst Du doch nicht. Obenauf sitzt ein großer Brillant. Es ist nicht gerade sehr geschmackvoll, aber wirkt höchst feudal.

Zweitens: Die Mutter. Ich fand es klüger von vornherein, mehr zeremoniell und ehrfürchtig mich ihr gegenüber zu halten als gerührt und töchterlich. Wenn ich noch an all die Sentimentalität bei Deiner Verlobung denke! Und nachher hackte man beständig aufeinander herum! Meine Schwiegermutter ist, trotzdem es ihr leider an Vermögen fehlt, vollkommen große Dame und sah imposant aus in einem schweren, dunkeln Seidenkleide mit uralten, echten Spitzen vorn an der Taille. Frau von Arnberg siedelt schon nächste Woche nach Münchow, einem der Familiengüter, über und wird dauernd das dortige Herrenhaus bewohnen. Deine Schwiegermutter machte ihr förmlich den Hof; ich weiß nicht warum, ob sie mit ihr gegen unsre Mutter zusammenzuhalten denkt, oder was sie sonst davon hat. Aber Frau von Arnberg war eisig kühl gegen Frau Eggsdorf, was mich recht freute.

Drittens und letztens: Die Schwester. Unklarer Punkt. Wesen, aus dem man nicht klug wird. Sehr hübsch, vor allen Dingen sehr vornehm in der Haltung. Nichts von jugendlicher Heiterkeit. Hat einen Beruf! Telephonistin. Heinz Philipp ist sehr ärgerlich, daß

sie dabei bleiben will. — Bei einer kürzlich stattgehabten Familienkonferenz ist es den Damen freigestellt worden von Herrn Dieter, daß sie auf Münchow Wohnung und Leben haben könnten. Aber nur die Mutter hat es angenommen. Eberhardine will selbständig bleiben. Mama, übereilt, gutmütig wie immer, bot Eberhardine an, daß sie fortab alle Sonntage bei uns essen könne und auch sonst unser Haus wie das nächster Verwandten betrachten möge. Aber Eberhardine sagte, daß sie an ihren freien Sonntagen immer schon Sonnabends abends nach Münchow zu ihrer Mutter hinausfahren werde, und daß sie an ihren Arbeitstagen viel zu angegriffen sei, um Geselligkeit ertragen zu können. Will also für sich sein. Recht erleichternd. Aber Deine Schwiegermutter war ja nun die letzte, die über diesen Anhang etwas sagen durfte, und als sie mir gewissermaßen kondolierte, fragte ich sofort nach ihrem ältesten Sohn, und ob sie oft Nachrichten von ihm bekäme, und ob ihre Schwiegertochter drüben in Buenos Aires auch wieder Büfettdame an einer American Bar sei.

Also dies Dir und Borwin zur Beruhigung, falls Eure Mutter und gute Freundinnen sich darüber die Federn stumpf schreiben sollten: ja, Heinz Philipp hat in der Tat eine Schwester, die für ihr Brot arbeitet; aber sie wird sich Euch nicht und niemand aufdrängen.

Gelegentlich der Verlobungsfete war ich natürlich sehr nett mit ihr. Man merkte so: Herr Dieter von Arnberg kümmerte sich immerfort um sie und wollte offenbar durchaus, daß sie als eine vollgültige Arnberg behandelt werden sollte. Er scheint einen fabelhaften Familiensinn oder Familienstolz zu haben. Das kann uns ja nur angenehm sein. Heinz Philipp und ich, wir sagen es auch allen Leuten, daß Eberhardine es eigentlich nicht nötig hätte, aber offenbar von Ideen der modernen Frauenbewegung begeistert sei. Das klingt in heutigen Zeiten sehr plausibel. Ich werde auch dauernd nett mit ihr sein — was so von fern ja besonders leicht ist. Wir wollen ihr viel schenken, und

alle meine Kleider soll sie haben. Du weißt, die sind nie vertragen, da mir alles rasch zuwider wird. So kommt Eberhardine denn wohl anständig durch. Heinz Philipp sagt, sie verdiene nur achthundertvierzig Mark, wovon ja kein Mensch leben kann. Vielleicht avanciert sie später und bekommt dann mehr, sonst sehe ich keinen Zweck darin.

Übrigens fällt mir ein: Frau von Arnberg scheint Borwin zu kennen, und er muß demnach auch die Damen kennen: sie wohnen in der Eggsdorfschen Häuserreihe in der Tannenstraße. Ich glaube, da wohnen sonst nur kleine Leute, Subalternbeamte und dergleichen. Na, das hört ja glücklicherweise auf. Eberhardine zieht, glaube ich, in eine Pension.

Jetzt aber Schluß des ellenlangen Briefes. Ich bestelle hiermit noch die schönsten Grüße von Heinz Philipp an Dich und Borwin.

In Liebe Deine Irma."

Lange schon saß Doraline, die Hände unter dem Kinn gefaltet, die Ellbogen auf dem Tisch, und sah aufmerksam zu, wie Borwin den Brief las. Sie war so voll Ungeduld und hatte bunt durcheinander kugelnde Gedanken über alles das, was Irma da mitteilte. Und fühlte sich wieder durch viele Worte und Wendungen geärgert und nahm auch die unbefangensten als planvoll ersonnene, versteckte Reizungen auf. Sie brannte, vor Verlangen eifrig und erhitzt, all das mit Borwin durchzuhecheln.

Hauptsächlich war es ihr interessant, daß Borwin die Arnbergs vielleicht kannte. Und ihr erzählen konnte, ob diese Damen denn in Wahrheit so „vornehm" seien, wie Irma tat. Das färbte Irma ganz sicher nur so auf, um ihre Armut zu vertuschen.

„Borwin," begann sie, als ihr schien, daß sein Blick endlich auf der Unterschrift hafte, „kennst du die Arnbergschen Damen?"

Er legte den Brief nieder. Bleiern lag seine Faust darauf.

„Als ich die Häuserreihe in der Tannenstraße übernahm, habe ich alle Mieter gesehen. Es waren vier-

undzwanzig Parteien. Darunter müssen auch die Damen gewesen sein — ja — ich erinnere mich — stolze Armut — ja."

Nun lüg' ich doch — doch! dachte er hart ... Nun verleugne ich doch ...

Er stand auf. Er fürchtete, er wußte: Doraline würde den ganzen Brief endlos, endlos, unersättlich mit ihm durchsprechen wollen.

Und er hätte kein Wort darüber ertragen — keines...

Verfärbt, finster stand er auf. Unfähig, sich zu beherrschen.

Er ging hinein — durch das Zimmer hinaus.

Doraline hörte, wie die Tür schwer ins Schloß knallte. Es war wie ein dumpfer Schuß.

Sie saß wie versteinert.

Über ihr im Winde knarrte die rotweißgestreifte Markise.

Seitwärts, unten auf ihrem weißen Kleide waren die Schattenstreifen des Gitters.

Drunten, fern flimmerte das Meer, als schwömmen da hunderttausend Spiegelscherben und stießen sich aneinander.

Ihr aber war, als brause schwarze Nacht um sie. Sie dachte: Und es ist doch Irma, die er vor mir geliebt hat ...

⊕ ⊕ ⊕

Seit dem ersten September hatten Hardys Dienststunden gewechselt. Sie mußte jetzt von sieben bis elf morgens und von eins bis um fünf des Nachmittags auf dem Amte sein.

Diese zeitige Stunde des Arbeitsbeginns war, besonders wenn es zum Herbst und Winter ging, bei den Telephonistinnen sehr unbeliebt. Auch Hardy fürchtete sich heimlich ein wenig vor diesen nächtigen Morgenstunden. Sie kannte das, wie es ist, wenn man mühselig schon um halb sechs aufstehen muß und das künstliche Licht mit seinen scharfen Strahlen gleich die Augen beizt. Es war gerade, als sträubten sich

die Nerven dagegen wie gegen Unnatur. Sie erinnerte sich sehr deutlich dieser Morgengänge voll schauriger Mitternachtsstimmung, wenn der Sturm einem ins Gesicht schlug und wäßriger Schnee die ganze Luft mit einer schweren, durchdringenden Nässe erfüllte. Sie wußte, wie das ist, wenn man in einem seltsamen Einsamkeitsgefühl durch die dunkeln Straßen geht, an deren Rande die Laternen trüber zu brennen scheinen als des Abends, gleichsam ermüdet von den vielen, vielen Stunden, die sie schon hatten leuchten müssen. Sie dachte auch daran, was für gefährliche Betrachtungen einem kamen, wenn man sich selbst müde noch und frierend vorwärts kämpfte auf den öden, nur von Proletariern erst belebten Bürgersteigen, und überall tiefverhängte, dunkle Fenster von Menschen zu erzählen schienen, die schlafen durften, solange sie mochten.

Und dann der Eintritt in den noch stillen, taghell erleuchteten Telephonsaal. Dies sich immer wiederholende, sonderbare Gefühl, als gäbe man sein Selbst vollkommen auf — als habe man sich einer brutalen Macht verkauft ... Und das Warten auf den Beginn des Lebens ... so spärlich glühten in der ersten halben Stunde die Signallichter auf. So morgenheiser klangen die Stimmen der Anwesenden. Bis nach und nach der Betrieb anschwoll und das Aufblitzen der Lichter wie ein Hinundherhuschen ohne Rast ward. Und bis grandios und atemberaubend, einem geißelschwingenden Gotte gleich, der auf einem rasend einherrollenden Globus steht, der Verkehr seine volle Gewaltherrschaft antrat ...

Ja, das alles kannte und fühlte Hardy.

Aber jetzt, im September, war ihr diese Einteilung ihrer Dienststunden noch willkommen. Sie ermöglichten ihr, an dem Sonnabendnachmittage, der einem freien Sonntage voranging, schon um sechs Uhr die Fahrt nach Münchow anzutreten.

Ein wenig erschöpft noch saß sie in ihrem Frauenabteil dritter Klasse und sah in die vorbeiziehenden Landschaftsbilder hinaus. Fast wirkte es zuweilen,

als führe man am obern Rand eines Riesenfächers hin. So breit waren die Felder am Bahndamme, so eng schlossen sich ihre Streifen fern in der Perspektive zusammen. Auf den fahlgelben Stoppeln waren als braunweiße klobige Flecke die Kuhherden verstreut. Über Brachkoppeln zogen Pflügergespanne. Einmal trat ein Wald aus Gold und Kupfer und Bronze, mit grünen Farben noch stark durchflossen, an den Zug, und viele Minuten fuhr er zwischen diesen phantastischen Wänden dahin.

Man hatte eine Stunde Eisenbahnfahrt nötig, um bis an die kleine Station zu kommen, wo dann der Münchower Wagen wartete.

Obgleich das nur ein kleiner, ziemlich heftig mit all seinen Teilen arbeitender, lärmender Jagdwagen war — denn die so vielfach wechselnden Besitzer hatten kein Interesse oder keine Zeit für Münchow und den dortigen Wagenbestand gehabt — Hardy freute sich doch immer kindlich auf diese Wagenfahrt. Sie hatte eine kleine Schwäche für Fahren. Es dünkte ihr ein Vergnügen ohnegleichen. Feurige Pferde lenken zu dürfen, mit brausendem Gespann durchs Land zu rollen — ja, wer das so haben könnte ... Aber dennoch neidete sie es niemand. Man kann nicht von allem haben, dachte sie immer. Sie war zu klar und fest, sich durch törichte Betrachtungen zur Unzufriedenheit verführen zu lassen.

Mutter hatte es jetzt so wundervoll! Dafür durfte man dankbar sein — konnte es nie genug sein.

Der Kutscher lüftete seine Mütze, als sie mit ihrem Handkofferchen an den Wagen herantrat. Er war weit davon entfernt, ein hochherrschaftlicher Kutscher zu sein, trotzdem den Silberknöpfen seines blauen Rockes das Arnbergsche Wappen aufgeprägt war. In seinem roten, bartlosen Bauerngesicht ging immer ein Mienenspiel vor, das Hardy schon kannte und durchschaute. Er könne die Zügel schlecht aus der Faust lassen, seine Braunen mochten nun mal durchaus die Eisenbahn nicht leiden. Aber er meinte,

er müsse doch eigentlich dem Fräulein den Handkoffer abnehmen.

Hardy wußte längst, daß die Pferde viel zu alterfahrene Herrschaften waren, um sich über eine passende Lokomotive aufzuregen. Aber sie wußte auch, daß Lübbers es nicht nur „so in die Knieen" hatte, sondern überhaupt ein Feind von überflüssiger Bewegung und vor allem von Eile war und deshalb nur ungern von seinem Sitz herabkletterte.

Und deshalb antwortete sie jedesmal mit genau den gleichen Worten auf genau das gleiche Mienenspiel: „Lassen Sie man, Lübbers, der kleine Koffer ist so leicht." Mit ihm beladen erstieg sie dann die beiden schauderhaft unbequemen Tritte und rückte so lange auf den harten grauen Tuchpolstern des Wagensitzes sich zurecht, bis es einigermaßen bequem war.

Sie fand alles herrlich: den alten Wagen, die Fahrt zwischen den Knicken, über deren hohen, dichten Hasel- und Schlehenbestand man kaum fortsehen konnte.

Ihr, nach dem bescheidenen Gang ihres bisherigen Lebens, kam es ja immer wieder fast märchenhaft vor, daß sie, großartig im Wagen sitzend, schönen Feierstunden voll ländlicher Ruhe entgegengeführt wurde.

Und wie wohl taten sie ihr. Trotz all der Wunden, die mit immer gleicher Schmerzenskraft ihre Seele leidend erhielten — körperlich erholte sie sich doch ein wenig. Ihre Farben waren besser geworden.

Aber heute sah sie nicht mit unersättlichen Blicken hinaus in die Natur. Schon lag der Vorglanz goldener Herbstnähe über der Welt, und zu Füßen der dunklen Knickbüsche reiften im Brombeergerank schwarzblanke Früchte. Heidekraut blühte, und von den Kartoffelfeldern hinterm Knick stieg der schwere Geruch welkenden Nachtschattenlaubes auf.

Hardy dachte immer das gleiche. Immer den einen Gedanken, den sie während der Arbeitstage mit

ihrer Hetze und ihrer Erschöpfung von sich leichter hatte fernhalten können. Sie dachte an das Unerhörte, das Unmögliche und dennoch Unausbleibliche! Acht Tage noch! Acht Tage noch! Und dann würde, mußte, sollte sie den geliebten Mann sehen — seine Hand fassen — mit ihm sprechen — fremde, höfliche Worte — mit ihm — den sie liebte, den sie geküßt ... Wie sollte das ertragen werden! Wie sollte es überhaupt denkbar sein!

Und auch jener Frau — seiner Frau — um derenwillen er sie verlassen — ihr sollte sie die Hand reichen —

Ich ertrag' es nicht, fühlte sie.

Ihr war, als werde sie verfolgt, von einem dunklen Schicksal auf unerklärliche Weise mißhandelt.

Damals, als sie ihn verlor, als er mit so grausamer, aber mannhafter Wahrheit von ihr fortging, damals hatte sie weinen können wie an einem Grabe.

Nun war es, als würden Tote wieder ausgegraben, und das Entsetzen trocknete ihre Augen.

Tausendmal hatte sie es gedacht: ich kann ihn nicht wiedersehen und nicht die Frau sprechen und lachen hören, die er mehr liebte als mich!

Sie litt auf ihres Bruders Verlobungsfest unaussprechliche Qualen, obgleich „er" und sein junges Weib fern waren. Aber die Luft war wie voll von seinem und ihrem Namen. Alle sprachen von den Neuvermählten. Man rühmte ihr Glück. Die herrliche Reise, die sie machten. Beklagte ihr Fernsein von dem Feste. Berichtete von Briefen der jungen Frau. Las Depeschen vor, unter denen die Namen Doraline und Borwin standen.

Sie saß damals neben Doralines und Irmas Bruder. Dieser Fritz Rottbeck war ihr gar nicht gewesen wie ein Mensch von besonderen Linien und allerhand angenehmen oder weniger angenehmen Eigenheiten, die nachher die Erinnerungen beleben und eine Persönlichkeit wieder für das Gedächtnis deutlich machen können. Er war nur wie eine Kopie

ihres eigenen Bruders und hatte Heinz Philipps Ton und Gesten und Ansichten. Und weil er nicht sehr viel mit ihr zu sprechen wußte, sprach er immerfort von seinen Schwestern. Von Irma — was ja sehr nahelag. Dann von der fernen Doraline und seinem Schwager Borwin...

Unerträglich schon das! Und nun sollte sie sogar ihn selbst ertragen — heuchlerisch fremd an ihm vorbeisehen, ihr Leid verstecken, ihre Liebe verleugnen... Ihr war, als werde dadurch aus dem, was ein heiliges und reines Erleben gewesen, ein heimliches und unerlaubtes Abenteuer.

Niemals hätte das Leben sie wieder zusammenführen dürfen. Zwischen ihnen durfte kein Wort mehr gewechselt werden, nachdem sie das eine, das barmherzigste gesprochen, womit sie seinen Zwiespalt enden konnte: ich verzeihe dir!

Hardy hatte lange gekämpft und die eigensinnige Hoffnung vor sich aufrecht zu erhalten gesucht, daß sie es durchsetzen könne, ihm aus dem Wege zu gehen.

Bis jetzt hatte Hardy es vermocht, ein Zusammentreffen mit Borwin zu vermeiden. Zwei-, dreimal lud die geschäftig-gutmütige Frau Generalkonsul Nottbeck sie zu Tisch. Hardy lehnte ab. Dienst! Welch ein Schild war das für sie. Um aber gegen ihres einzigen Bruders neue Verwandtschaft höflich zu bleiben, ging sie nach jeder abgelehnten Einladung hin und machte einen Besuch, zu einer Stunde, wo sie „ihn" an der Börse wußte. Sie ging trotzdem zitternd, denn es wäre ja möglich gewesen, daß sie Doraline getroffen hätte. Der Zufall ersparte es ihr. Nottbecks nahmen immer ihren Besuch an, und Irma gab sich mit einer merkwürdig ausgeglichenen Freundlichkeit ohne Wärme, während die Generalkonsulin viel wärmer war, aber auch bevormundend, ja fast zudringlich wurde und allerlei Vorstellungen erhob: Hardy solle doch „das dumme Telephonieren" lassen und zu ihrer Mutter aufs Land gehen; es käme doch Herrn Dieter von Arnberg nicht darauf an, ob

einer mehr aus den riesengroßen Töpfen seiner Besitzungen esse.

Hardy antwortete in ruhiger Haltung, daß nach ihrer Ansicht ein Mensch, der arbeiten könne, keine Almosen annehmen dürfe. Auch achte sie ihre Arbeit selbst zu hoch und würde sich vor ihren Kolleginnen schämen, wenn sie nun davonliefe, so, als sei alles nur ein Notbehelf gewesen und sie eile, aus dem Kreis arbeitender Frauen zu entrinnen, weil sie sich ohne Mühe anderswo bequem sattessen könne. Das käme ihr vor, als beleidige sie ihre bisherigen Genossinnen im Lebenskampfe.

Dazu hatte Frau Nottbeck sehr energisch den Kopf geschüttelt und gewiß bedauert, daß sie Hardy nichts zu sagen habe. Aber schließlich geäußert: „Na, jeder nach seiner Fasson!"

Von der weiteren Nottbeckschen Verwandtschaft nahm niemand Notiz von ihr.

Heinz Philipp bekam während der Verlobungszeit noch einmal acht Tage Urlaub. Aber die verbrachte er mit Braut und Schwiegermutter in Berlin.

So hatte sich alles glücklich gefügt, und Hardy empfand es, als sei ihr eine Gnadenfrist gelassen.

Vor einigen Tagen machte eine unglückselige Begegnung ihr das Herz schwer. Und sie, deren ganzes Wesen von Natur aus zur Milde bestimmt war, bäumte sich in Erbitterung, ja fast Hochmut gegen das Erfahrene auf.

Sie kam mit Anna Behrens vom Amt. Der ergebenen Pudeltreue des robusten Mädchens konnte Hardy sich nicht erwehren; sie wollte es auch gar nicht mehr, trachtete vielmehr, als Dank für die Liebe, die ihr so gewidmet wurde, ein wenig erzieherisch auf Anna zu wirken. Und in der Tat wurde diese auch etwas ordentlicher; geplatzte Nähte und unsaubere Fingernägel kamen seltener vor. Nur die billigen Hüte, die „großartig" aussahen, konnte Hardy ihr auf keine Weise ausreden. Und so sehr deutlich mochte sie auch nicht werden. Sie dachte: was eine Frau in ästhetischen Dingen nicht auf zarten Wink hin versteht,

kann sie wohl überhaupt nicht verstehen, weil es ihrer Natur verschlossen ist.

Und gerade an diesem Tag hatte Anna ihren besten Sommerhut auf — gegen den Herbst zu trug sie ihre Sonntagshüte für täglich — und sah in der Tat etwas außerordentlich aus.

Der große Platz mit dem Kriegerdenkmal vor dem Telephongebäude, ein wenig außerhalb der hauptsächlichsten Verkehrsströme liegend, war an diesem sonnigen Nachmittag auffallend einsam. Nur zwei Damen kamen des Wegs — eine hohe, schlanke, die sich mit ein wenig geziertem Stolz trug und in sehr elegantes Schwarz gekleidet war. Neben ihr eine Dutzenderscheinung, ein Wesen, das den Kopf ein bißchen schief hielt wie ein äugendes Huhn und in eifrigem Reden so von der Seite zu der größeren Dame aufsah, daß der Veilchentuff rechts oben auf ihrer Kapotte etwas Vorstrebendes bekam.

Hardy erkannte die stolze Frau in dem prachtvollen schwarzen Kleid und Mantel gleich. Es war „seine" Mutter.

Und sie wußte: ich muß sie grüßen; auf Heinz Philipps Verlobung bin ich ihr vorgestellt, sie hat mit mir gesprochen, auf der Hochzeit sehe ich sie wieder — ja, ich muß sie „kennen" — ich kann nicht fremd an ihr vorbei, ich muß sie grüßen ...

Sie fühlte zu ihrem Entsetzen, daß sie rot wurde. Neben ihr lachte Anna Behrens gerade etwas laut über einen Spaß, der sich auf dem letzten Fest des Vereins Konkordia zugetragen und den sie Hardy erzählt hatte.

Sie sah deutlich: das zu Frau Eggsdorf emporäugende Wesen mit dem vorausstoßenden Veilchenpompon am Kapotthut machte eine Bemerkung ...

Ja, man hatte auch sie erkannt ...

Und plötzlich, mit den Allüren einer Fremden, die sich den Platz besieht, plötzlich blieb Frau Eggsdorf stehen, wandte sich ab und schien ihre Begleiterin zur Betrachtung des Kriegerdenkmals auf-

zufordern, auf dessen granitenem Obelisk heiß die Sonne brannte.

Das war so deutlich — so unerhört, so naiv deutlich, daß Hardy mit zitternden Knieen weiterging ...

Seine Mutter — seine Mutter wollte sie nicht kennen ...

Sie nahm den Arm von Anna Behrens. Nicht nur, weil sie kaum vorwärts konnte ...

Wer bist denn du?! dachte sie flammend — was bist denn du?! Zufällig reich. Nichts weiter. Gar nichts weiter. Und wie, wenn dir das Schicksal den Kampf um dein Brot auferlegt hätte? Würdest du ihn bestanden haben, wie meine Mutter und ich ihn bestanden? Oh, nein — oh, nein ...

Kein Spürchen von Demut, Milde und Weichheit war in ihr in diesen Minuten. Das Blut ihrer Mutter brauste leidenschaftlich in ihr auf, und ein stolzes Selbstgefühl schwoll in ihr. —

An dem gleichen Tage brachte ihr die Post die Einladungskarte.

„Der Generalkonsul F. W. Nottbeck und Frau Irmgard Nottbeck beehren sich, Fräulein Eberhardine von Arnberg zum Mittagsmahl am 20. September anläßlich der Vermählung ihrer Tochter Irma mit dem Herrn Oberleutnant Heinz Philipp von Arnberg ergebenst einzuladen.“

Und darunter all die knappen Notizen, die die Gelegenheit forderte: „Trauung 3½ Uhr in der Anscharkirche. Diner 4½ Uhr im ‚Gesellschaftshaus‘. U. A. w. g.“

Hardy entsann sich eines törichten, kleinen Geschenkes, mit dem Heinz Philipp sie am letzten Weihnachtsfest unglücklich gemacht: Karten und Briefumschläge von Luxuspapier mit dem Arnbergschen Wappen. Sie fühlte wohl, es war vielleicht ein bißchen kleinlich, daß ihr dies im Moment willkommen schien. Aber sie nahm so eine Karte und schrieb mit großen, festen Zügen unter das Wappen hin, daß Eberhardine von Arnberg der Einladung zu folgen sich die Ehre geben werde.

Und nun fuhr sie hier in den warmen, ruhevollen Spätsommernachmittag hinein und dachte immerfort: Acht Tage noch ... acht Tage noch ... Nein, es konnte, es sollte nicht sein. Vielleicht würde sie noch vorher krank oder er. Litt denn nicht auch er von dem Gedanken an dies Wiedersehen? Bäumte sich nicht auch in ihm alles, alles dagegen auf? Er hatte doch ein Herz, ein Gedächtnis, Zartheiten ...

In den Knick mündete nun ein breiter Feldweg mit tief ausgefahrenen Furchen im gelblichen, dicken Sande. Etwas mühselig kamen die gemütlichen Gäule da voran, bis man abermals umbog und ein Markstein an der Wegesecke Münchower Gelände anzeigte. In besserer Laune trabten plötzlich die Braunen los, und die Vogelbeerenbäume an der gutgehaltenen Fahrstraße guckten die Fahrenden munter an. Förmlich beladen mit hellroten Beeren waren die feinen Zweige, die sich anmutig neigten.

Voraus lag eine Waldwand, die den Horizont verbaute. Von dieser grünen Mauer konnte der Blick die Münchower Parkbäume nicht absondern. Aber man sah lustige Farbenflecke, rote und weißblaue — die Wirtschaftsgebäude und die Häuser der Kätner und Taglöhner, die das einstraßig am Waldsaum sich hinziehende Dörfchen bewohnten.

Und schließlich erkannte man auch, daß die zwischen der Wachtpostenkette der Ebereschen hinlaufende Landstraße geradeswegs auf eine hohe, weiße Gitterpforte zuführte. Sie war von zwei Pappeln flankiert, was ihr einen geradezu majestätischen Stil gab. An die Pappeln schloß sich rechts und links ein sehr hoher, netzartiger, ganz neuer Drahtgitterzaun, offenbar besonders zum Schutze der breiten Tannenhecke, die, altersmürbe und vielfach undicht, ihr strapaziöses Hüteramt an der Landstraße nicht mehr ausgiebig hatte verwalten können.

Hinter Gitter und Hecke breiteten sich wohltuende Rasenflächen. Gerade keine Samtteppiche, denn im Frühling fleckten sie ganze Sterngruppen von weißen Marienblümchen — aber von einem frischen, warmen

Grün. Und gutgehaltene Wege, da und dort eine Baumgruppe, Gebüsche, an deren Rande Dahlien als weiße und gelbe und rote Punkte wirkten, gaben der Anlage einen parkähnlichen Charakter. Man sah schon vom Gittertor aus, daß sie ein mächtiges Viereck darstellte, das hinten an den Wald grenzte. Und in der Mitte dieses quadratischen Parkes stand das Herrenhaus. Es hatte nur ein Erdgeschoß und darüber, im gebrochenen Dache, Mansardenfenster. Verschnittene Linden standen vor der Front entlang. Sie schienen keine Wipfel zu haben, sondern es sah aus, als zöge sich da eine grüne Hecke hoch auf dunklen Baumstammsäulen hin. Der ganze Bau wirkte nicht gerade anspruchslos, aber doch vorwiegend ländlich, behaglich.

Unter den Fenstern der rechten Frontseite — die Haustür nahm genau die Mitte ein — gab es eine Sitzgelegenheit. Da standen Korbstühle um einen freundlich gedeckten Tisch. Und von dort her kam nun Frau von Arnberg mit eilenden Schritten der Tochter entgegen.

Mit leidenschaftlicher Freude umarmten sie sich. Hardy konnte sich gar nicht sattsehen an ihrer Mutter. Sie hatte sich ja abermals ein bißchen erholt, war wieder ein wenig voller geworden, und die Züge wurden fast weicher — o, Hardy hatte gar nicht gewußt, daß ihre Mutter noch eine so stattliche, stolze Frauenerscheinung sei. Nun allmählich sah man ihr die richtigen Jahre — neunundvierzig — an; vordem, zerarbeitet und von dem Mühen ihres ganzen Lebens zermürbt, wie sie war, nahm man sie für eine alte Frau.

Ausgeruht war sie nun, und das Schicksal stand nicht mehr hinter ihr mit der Knute.

„Ist es ein Wunder? Muß ich mich denn nicht erholen?“ fragte die Mutter.

Nein, es war kein Wunder. Wie hatte der einzige, der unvergleichliche Mann gesorgt — wie ein Sohn! Gleich nach seinem ersten Besuche ließ er in regelmäßigen Zwischenräumen von Arnberg aus den Frauen

allerlei Nahrhaftes schicken, was der Gutsbetrieb ergab: Butter und Eier, Schinken und Geflügel. Sie nahmen es in glücklicher Dankbarkeit an. Und einmal schickte er Geld. Der Tausendmarkschein ließ Frau von Arnberg glühend erröten. Sie weinten viel darüber — Mutter und Tochter. Nicht, weil sie diese Gabe demütigte. Sie weinten noch einmal über die Härten ihres Lebens. Und sie begriffen: dies eine Mal mußten sie auch Geld nehmen ... In diesen ihren Arbeitskleidern, so sauber, so ordentlich sie waren, konnten sie nicht dem Sohn und Bruder auf seinem Verlobungsfest zur Seite sein. Und auch sonst kamen allerlei Ausgaben heran, wenn der Hausstand aufgelöst werden sollte ... Und wie lange hatte man schon an der Leibwäsche gestopft und geflickt ... Nach dem Schmerz kam das kleine, frohe, weibliche Vergnügen, sich allerlei Nützliches und sehr Notwendiges anschaffen zu dürfen. Und die bitteren Erinnerungen an eine ewig sorgenvolle Lage, die erst mit doppelter Macht heraufdrängten, wurden mildernd abgelöst durch das Wohlgefallen an den soliden, guten Dingen.

Nein, es war kein Wunder.

Und nun saß Hardy mit der Mutter unter den Bäumen, und Frau von Arnberg hatte erst ihre gewöhnlichen Sorgenfragen: ob Hardy es auch sauber und satt und ruhig habe. Ja, Hardy war ganz zufrieden. In der Wohnung eines Telephonbeamten, eines ihrer Vorgesetzten, hatte sie ein leeres Zimmer mieten können und es mit ihren Sachen, die Mutter ihr gelassen, möbliert. Sie aß zusammen ihr Mittagsmahl mit dem kinderlosen Paar. Es waren sehr angenehme, gebildete Menschen. Die übrigen Mahlzeiten hielt Hardy sich selbst. Sie lebte ja fürstlich! Sie konnte kaum alles aufbrauchen, was Fräulein Krull ihr, auf Herrn Dieters Befehl, alle vierzehn Tage Sonntagabends mitgab an Eßwaren. Und daß Mutter ihr von ihren achthundert Mark Pension jetzt dreihundert abgab, war geradezu unnötig. Aber Mutter sagte: sie brauche doch jetzt beinahe gar kein Geld. Und in einer herzensreinen Zufriedenheit

rühmten sie voreinander, wie gut sie es hatten. Ihre Wunden beschwiegen sie immer ... bis zu diesem Tage hatten sie es auch gekonnt. Sie taten immer, als gäbe es keine ... die eine wollte das Gemüt der andern schonen ...

„Wie war denn Irma?“ fragte Hardy.

„Ich denke,“ antwortete Frau von Arnberg, „sie kam auf die zwei Tage vorige Woche zu mir heraus, weil Dieter sie eingeladen hatte. Er wird wohl gefunden haben, daß Schwiegertochter und Schwiegermutter sich etwas näher kennen lernen müßten, als es bei dem ersten feierlichen Besuch und bei dem Verlobungsfest möglich war. Es wird ihr zu riskant gewesen sein, ihm zu antworten, sie habe keine Zeit. Sie macht ja Dieter förmlich die Cour. Ich glaube, es war ihr recht zwangvoll.“

„Ich versteh' nicht, wie das ist,“ sagte Hardy, „ich denke: und wenn man sich demütigen sollte Gott weiß wie — um die Liebe der Mutter des Geliebten wirbt man ...“

Plötzlich fiel ihr wieder die Szene auf dem Platz ein — und wie Frau Eggsdorf mit den Gesten einer Reisenden das Kriegerdenkmal besah, um Hardy nicht zu sehen ... Wenn die meine Mutter geworden wäre, hätte ich sie je bezwungen? dachte Hardy, in schmerzliches Grübeln verloren.

„Kind,“ sprach Frau von Arnberg mit einem entsagenden Lächeln, „ich sehe da keine große Liebe und keine erregten Gefühle. Irma war aufmerksam und ergeben. Sie war es nicht aus ihrem Herzen, sondern aus ihrem Verstand. Aber das ist auch viel. Wir werden immer in geschmackvollem Frieden mit ihr sein und ihr übrigens recht fernbleiben. Heinz und sie wollen dasselbe vom Leben. Ich glaube, deshalb werden sie auf ihre Art sehr glücklich werden.“

Hardy nahm sacht die Hand der Mutter und streichelte sie. Sie erriet, was alles im Mutterherzen so klar geworden war, daß sich nicht mehr daran herumdeuten ließ. Und daß die Mutter sich endlich ein-

gestanden hatte, ihres Sohnes Wege gingen auf den Oberflächen hin und nicht in die Tiefen. Das mußte Mutter so in aller Stille mit sich ausgemacht und viel dabei gelitten haben.

Und nun fragte Hardy ganz leise, sich vorsichtig dem einen nähernd, an dem man nicht länger scheu vorüberschleichen konnte: „Sprach Irma ... sprachst du mit Irma von ... ihrer Schwester?“

Auf das Gesicht der Frau trat der scharfe Ausdruck von einst, und ihre Augen blitzten.

„Wie konnte ich es vermeiden, mit Irma von den Ihren zu sprechen,“ sagte sie beinahe kurz.

Hardy wagte nicht nachzufragen. Sie schwiegen beide. Und dann sprach die Mutter plötzlich schroff aus diesem Schweigen heraus: „Diese Doraline ist wohl noch ein unbeherrschtes junges Ding. Irma sagt, sie plage den Mann und sich mit Eifersucht, und es sei eine stets erhöhte Temperatur in der Ehe. Irma meinte, man könne neugierig sein, wie das mal endete.“

„O — gut — gut!“ flüsterte Hardy in der Aufwallung eines heißen, selbstlosen Wunsches für sein Glück.

Die Mutter hob das Haupt noch höher, ihre Nasenflügel bebten, ihre Augen sahen ins Unbestimmte ... Schlecht, dachte sie kraftvoll, schlecht! Er hat meinem Kinde die Jugend, ja vielleicht das Leben verdorben ... Sie war keine milde Verzeiherin. Sie sah es ja: ihre Hardy litt noch immer und — liebte noch immer.

In dies Schweigen hinein kam nun Fräulein Krull, wie immer die ganze mächtige Person in schilderhausmäßig gestreiften Kattun gehüllt. Heute war das Kleid hellblau und dunkel gestreift, und die Brustnähte trafen sich in dunklen Streifen, so daß sie auf der halben Wölbung des ungewöhnlichen Busens in einer scharfen Spitze endeten.

Und unterhalb dieser enormen Fülle zog sich eine leise nach oben gebogene Querlinie, der Bund der weißen Küchenschürze hin.

Fräulein Krull war immer durch das Bewußtsein ihrer Wohlbeleibtheit etwas bedrückt.

„Ich glaube, der Essensdampf macht ja wohl fett, sonst weiß ich nicht, wie es zugeht, daß fast alle Köchinnen und Köche und Mamsells gut bei Schick sind — denn vons Essen kann es nich kommen — man mag gar nich so viel, wenn man immer so viel unter Händen hat," sagte sie, als müsse sie sich vor dem Verdachte zu großen Appetits schützen. Ihr imponierten weder Menschen noch Dinge; sie machte aber kein Wesen davon und ging nur mit äußerster Gelassenheit durch die Welt. Sie hatte zu rasch die Besitzer kommen und verderben gesehen; sie aber war geblieben, und so sah sie sich als spezielle Hüterin dieses Teils der Arnbergschen Güter an, und ihre runden, hellen Braunaugen guckten nachspürend allerwärts hinein. Worüber der Verwalter, der sowieso ein Weiberfeind war und einsam im Inspektorhause neben der westlichen Parkgrenze wohnte, sich beständig gereizt fühlte. Aber das war ihr egal, und wenn er seinen gräßlichen „Magenhusten" bekam, nahm sie es ihm doch einfach über den Kopf weg und kochte ihm Haferwelgen, die einem so wohltaten, als würde man inwendig mit Salbe ausgestrichen.

In all diese und hundert andre Münchower Wichtigkeiten war Frau von Arnberg längst eingeweiht. Sie nahm einen wohlwollenden Anteil daran, patriarchalisch fast, als sei sie die Herrin. Und ganz wie von selbst war es gekommen, daß Fräulein Krull sie als solche respektierte — mit dem Respekt der ländlichen, vieljährigen Beamtin, die gewohnt ist, ziemlich auf gleichem Fuße mit der Herrschaft zu verkehren.

Fräulein Krull setzte ein Glas Milch und einen Teller voll Kuchen und Butterbrot vor Hardy hin, mit einer zuteilenden Geste.

„Aber Fräulein Krull, es ist schon so spät — ganz schummrig schon — wir essen gewiß gleich. Und da soll ich noch vorher . . ."

„Wir essen noch nicht gleich," sagte Fräulein Krull

voll Energie, „der Herr kommt — es wird wohl Glock neun werden."

Und mit ihren raschen, schweren Schritten, vom gestreiften Kattun förmlich umknattert, ging sie ins Haus zurück.

„Ach — wie schön, daß Herr von Arnberg kommt," sagte Hardy erfreut.

Vor vierzehn Tagen hatte sie ihn ebenfalls hier getroffen. Er kam jetzt auch jede zweite Woche nach Müncho̧w, für das er mit einem Male besonderes Interesse zu haben schien.

Vielleicht kam er wegen ihrer Mutter. Hardy vermutete es beinahe. Um dieser das Gefühl zu geben, sie sei sein lieber Gast. Oder sie sei die Hausfrau. Denn so und nicht anders wußte er ihr zu begegnen.

Es war so merkwürdig: drei, fast vier Jahre hatte er Heinz Philipp gekannt und war mit ihm zu keinem verwandtschaftlichen Verhältnis gediehen, hielt sich vielmehr auffallend fern von ihm. Und nun trachtete er danach, eine wirkliche, warme Familienzusammengehörigkeit heranzuziehen.

Hardy und ihre Mutter besprachen es so oft.

Und Frau von Arnberg dachte noch andre Dinge ... aber die waren zu fern, zu fein, um in Worten laut werden zu dürfen ... eine Hoffnung war das — ein überkühner, überwältigender Gedanke an eine Möglichkeit ... Nur der Traum davon erschütterte die leidenschaftliche Frau bis ins tiefste ... Ach, und sie wußte: wenn das heranträte — wenn das werden wollte: alles scheiterte an Hardy ... Die liebte immer, immer noch den Mann, der sie verlassen hatte ...

Aber in diesem Augenblick zogen die hoffenden, zagenden Gedanken der Frau nicht auf diesem schon zahllose Male begangenen Wege dahin. Sie standen vielmehr zaudernd feig vor einer Mitteilung, die sich nicht mehr hinausschieben ließ.

„Ja," sagte sie, „es ist solche Freude für mich, daß Herr von Arnberg jetzt so oft kommt. Und zu

morgen hat er uns Gäste eingeladen — aus seiner Güte ohne Ende heraus etwas Taktvolles, Erfreuliches uns antun wollen ..."

„Gäste?" fragte Hardy erstaunt und in schon erwachender Sorge. Denn ihre Mutter sprach von des Mannes Güte mit jenem Tonfall, der schon ein schweres „Aber" in sich birgt — wie man von Wohltaten spricht, die weh tun ...

„Dieter Arnberg schrieb mir: Er fände es durchaus nötig, durchaus angebracht, daß das Brautpaar mit den nächsten Angehörigen der Braut einmal vor der Hochzeit bei mir zu Gast sei. Und deshalb habe er sich erlaubt, Nottbecks mit ihren Töchtern und Schwiegersöhnen zum Sonntag hierher zu bitten."

Hardy stand auf.

„Ich will zurück in die Stadt. Sofort. Zu Fuß will ich zur Bahn ... ja, das kann ich gut ... sag Dieter, was du willst — lüge ..."

Sie war außer sich. Aber Frau von Arnberg — wie so viele heftige Menschen — wurde immer besonnen, wenn sie andre unbeherrscht sah.

Sie griff nach Hardys Hand und zog die Tochter neben sich auf die Bank. Sie, die so selten eigentlich zärtliche Gesten fand, sie nahm ihr Kind fest und gut in ihren Arm.

„In acht Tagen muß es sein," sprach sie leise, „nimm auf dich, was nicht zu vermeiden ist. Ob morgen oder in acht Tagen — ist es nicht gleich? Nein, ist es nicht besser hier, bei uns? Wo wir, durch Dieters herzliche Art, fast den Stolz haben können, als ständen wir auf unsrem eigenen Boden? Und ist es nicht der historische Boden unsres Geschlechtes? Vergiß alles, was war —"

„Wie kann ich ... wie könnte ich je," weinte Hardy.

„Dann verschließ es in dich, so tief, daß selbst der Mann nicht mehr wagt, sich zu erinnern ..." sprach sie, und ihr ganzer unbeugsamer und in aller Plage ihres Lebens nicht zerbrochener Stolz glühte in ihr und

machte ihr Wesen unbezwingbar — „du bist eine Arnberg!"

Hardy fühlte sich klein vor der Mutter. Sie wagte nicht, ihr zu widersprechen, schwächlicher zu sein als sie. Denn das wußte Hardy auch: alles in ihrer Mutter empörte sich dagegen, daß sie Borwin gastlich die Hand reichen müsse ...

Und was die Mutter ihrem Zorn abgewann, mußte doch sie ihrer verzeihenden Liebe auch abringen können.

Die Abenddämmerung sank tief und immer tiefer. Es war ein dunkler Friede, schwer wie Schlaf in der beginnenden Hochsommernacht. Die Gebüsche wurden schwarz. Und nur ganz hoch oben, in dem von zitternden Blättern unruhigen Wipfel einer riesenhohen Silberpappel, war noch der letzte Nachschein blasser Helligkeit.

Auf den großen Rasenflächen schien die Stille wie etwas Greifbares zu stehen.

Schweigend saßen die Frauen. Bis man ein Rollen hörte, das, indem es näher kam, etwas hart und klappernd wurde. Der runde Ton eines sehr kräftigen Peitschenknalls zerhieb die Nachtluft. Hinter dem Gittertor zog eine Wagenlaterne vorbei und stand dann neben der Pappel still über der Tannenhecke.

Hardy lief ins Haus, verkroch sich erst einmal in ihr Mansardenzimmer, um sich die Tränen vom Gesicht zu waschen. Herr Dieter brauchte nicht zu sehen, durfte nicht ahnen, daß sie geweint hatte. Seine Freude war, das wußte sie längst, seine Schützlinge zufriedenen Sinnes zu finden. Hätte er noch geheime Kümmernisse in ihnen vermutet, würde er unruhevoll nach Gott weiß was für Ursachen gefahndet haben. Es war fast eine Schwäche von ihm, daß er sich mit dem Schicksal aller Arnbergs beladen und dafür verantwortlich fühlte. Das erklärte sich aus den tragischen Ereignissen, die ihn zum Besitzer erhoben hatten.

Sie zog auch ihr weißes Batistkleid an. Einmal hatte Dieter ausdrücklich darum gebeten. In Ruhe-

stunden soll man seinen Arbeitskittel ablegen, sagte er. Hardy erklärte ihm, daß ihr „Arbeitskittel" eine blaue Litewka mit roten Paspeln sei, die auf dem Amt über die schwarze Kleidertaille gezogen würde und nun dort am Haken im Garderobenraum hänge. Aber er fragte nur: „Obstinat?" Und Hardy mußte lächeln. Sie wurde auch ein bißchen rot. Denn sie wußte ja: an ihrem Zuschuß von Eigensinn hatte die Mutter recht oft herumgetadelt. Und um in einer solchen Kleinigkeit nicht „obstinat" zu sein, spazierte sie auf Münchow stets in einem der beiden weißen Kleidchen herum, die Mutter ihr genäht hatte, und die Fräulein Krull in Person plättete. Sie gestand sich nicht, daß sie sich wirklich jünger und frischer darin fühlte.

Als sie ins Eßzimmer trat, hatte sie sich wieder ganz gesammelt, und auf ihrem Gesicht war nichts zu lesen als der Widerschein der herzlichen Freude, die sie empfand, Dieter Arnberg zu sehen.

Er hatte nicht den Reiz des Geheimnisvollen in seinem Wesen; dies schien nie durch unerklärliche Stimmungen verändert, ängstigte nie einen Menschen und stand nicht in wechselnden Lichtern.

Er mußte wohl in einer ganz ungewöhnlichen Weise mit sich im reinen sein, daß er solche Gleichmäßigkeit zu behaupten vermochte. Oder er war wirklich eine besonders einfache Natur. Hardy wußte es noch nicht. Sie fühlte nur, wie gut und zutraulich man neben ihm herschritt.

Nun saßen sie in scheinbarem Behagen um den Abendtisch, und Frau von Arnberg wie auch Hardy brachten es über sich, von den Gästen zu sprechen, die man am nächsten Tage erwartete. Das Programm für diese „Festlichkeit" war eigentlich durch das Kursbuch gegeben. Die Wagen sollten die Gesellschaft um zwölf Uhr von der Station holen. Um eins Gabelfrühstück. Dieses Wort hatte Fräulein Krull verletzt. Wenn Leute aus der Stadt aufs Land kämen, wollten sie fix was zu essen haben, und von dieser Anschauung brachten die vorsichtigen Warnungen Frau von Arnbergs vor zu enormen Fleischstücken und zu großen

Puddings sie auch nicht ab. Herr Dieter, der es sich gern gut schmecken ließ, sagte schmunzelnd, daß er es hierin mehr mit Fräulein Krull als mit der verehrten Frau des Hauses halte. Nach dem Gabelfrühstück Promenade im Park und durch die Ställe. Dann eine etwas vorzeitige Vesper mit Kuchen, Obst, Schlagsahne, Tee und Kaffee und dann Rückfahrt, da Nottbecks am Abend noch ein Souper mitzumachen hatten, das der General von Schleichheim und Frau von Schleichheim dem Brautpaar zu Ehren gaben.

„Aber uns," sagte Herr Dieter, „nicht wahr, Fräulein Hardy, uns wird Ihre Mutter noch nicht los. Wir bleiben hier bis zu Ihrem letzten Zuge. Wir können dann zusammenfahren. Der meine trifft fünf Minuten nach der Abfahrt des Ihren ein."

Somit war alles besprochen, und Herr Dieter stand auf und rieb sich die Hände und schien im voraus Spaß daran zu haben, daß endlich, nach Gott weiß wie langer Zeit, einmal wieder Gäste auf Münchow sein würden. Keiner von den Vorbesitzern, seit vierzig, fünfzig Jahren, hatte hier mehr residiert. Und so luxuriöse Herrschaften wie die Nottbecks und Eggsdorfs würden sich wohl wundern über den alten Hausrat. Nicht mal „antik" war er, nein, schlechtweg altmodisch häßlich; was Frau von Arnberg mitgebracht habe, sei das einzige Ansehenswerte. Aber gemütlich sei es doch jetzt. Und man merke nun die Frau im Hause. Und wenn die Nottbecks und die Eggsdorfs das nicht allem Prächtigen vorzögen, könnten sie ihm leid tun.

„Unsre demnächstige jüngste Arnberg, Fräulein Irma, die ist elegant," sagte er. „Donnerwetter! Ich dachte auf der Verlobungsfete damals: ob Heinz Philipp sich wohl trauen darf, solche Braut in Spitzen und Tüll, oder was es sonst war, kräftig ans Herz zu drücken? Wenn ich mal heirate — meine Frau muß so simple weiße Batistkleidchen tragen wie Fräulein Hardy. Kleider, denen es nicht schadet, wenn da mal dreckige Kinderpatschen dran zerren, oder wenn mein alter Phylax mal ranspringt ..."

Er schien gerührt. Er wurde leicht gerührt. Durch eine Erinnerung, eine Ideenverbindung ... dann bekam seine Stimme einen weichen Klang, und die blauen Augen wurden blank, als stehe was Nasses darin ...

Er sah jetzt mit einem sehr liebevollen Blick auf Hardy.

Frau von Arnberg, obschon sie sich nicht traute, ihn geradezu zu beobachten, spürte den Blick ... sie wagte keine Bewegung, kaum einen Atemzug ...

Aber Hardy merkte nichts. Sie ging an die Glastür, durch die man unvermittelt vom Eßzimmer in den Park hineinkam. Jetzt war sie, trotz des warmen Abends, geschlossen. Herr Dieter mochte es nicht haben, wenn so viel Nachtfalter und Gott weiß was für Insektenvolk hereinkam und sich ums Lampenglas herum zu Tode taumelte. Es war ihm widrig. Und Frau von Arnberg, die immer eine Stubenpflanze gewesen war, hatte ein kleines nervöses törichtes Unbehagen vor dunkelfliegendem Getier.

Hardy zog die Vorhänge auseinander und sah, das Gesicht beinahe an den Scheiben, hinaus.

Ja, der Mond war schon hochgekommen, so daß er nun über der vielfach ausgebogenen Wipfellinie des Waldes stand. Sein rechts oben schon leise abgeplattetes Rund war von blankem Silberweiß. Sein Alter-Mannsgesicht schmunzelte humoristisch.

„Ich möchte noch ein bißchen hinaus."

„Aber, Kind, die Fledermäuse!" sagte Frau von Arnberg.

„Ich gehe als Ritter mit, um Fräulein Hardy nötigenfalls gegen diese lebensgefährlichen Ungeheuer zu verteidigen," sprach Herr Dieter vergnügt, „kommen Sie. Aber was umbinden!"

Da lag auf dem Stuhl Mutters gestricktes Tuch. Dieter griff danach und legte es mit sehr viel Sorgfalt und Ungeschick ganz verkehrt um Hardys Schultern.

Schweigend gingen sie miteinander die Wege entlang.

begabten jungen Offiziers, der an einer heißen Leidenschaft innerlich zugrunde geht. Hinreißende Darstellung, eindringliche Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen und lebenswahre Schilderung des Zuständlichen bilden die Vorzüge dieses S k o w r o n n e k schen Werkes.

Der unreine Geist. Von **Semène Zemlak.** Aus dem Französischen.

Ein durch und durch origineller Roman, der am Faden einer reichbewegten erschütternden Handlung tiefe Einblicke in die russische Volksseele gewährt.

Naturgewalten. Von **Helene Raff.**

In die Hochalpen und ihre Vorberge hinein versetzt uns dieser Geschichtenband. Anschaulich werden uns die äußeren und inneren Mächte geschildert, die das Geschick der handelnden Personen bestimmen — die Naturmächte, die alt und ewig sind wie Geburt und Tod. Ein Hauch freier Lüfte weht aus diesem trefflichen Buche, der auf des Lesers Gefühl und Sinn erfrischend wirkt.

Die jüngste Miß Mowbray. Von **B. M. Croker.** Aus dem Engl. 2 Bände.

Auch in diesem Roman finden sich alle die Vorzüge vereinigt, denen die Verfasserin ihre große, noch immer wachsende Beliebtheit verdankt. Sie schildert darin aufs anmutigste die rührenden Schicksale eines unterdrückten Mädchens, denen der Leser mit steigender Teilnahme folgt.

Liebe Mädchen. Von **Käthe Sturmfels.** Drei Novellen.

Die durch ihre aufrüttelnden Schriften gegen die moderne Frauenbewegung rasch und weithin bekannt gewordene Verfasserin zeigt sich in den Novellen „Liebe Mädchen" als Darstellerin feiner, klarer Frauengestalten, die sich in gesellschaftlich exponierten Stellungen, wie sie das moderne Leben schafft, mit dem sicheren Takt und der Unverletzlichkeit echter Weiblichkeit zurechtzufinden wissen.

Meeresgold. Von **George Bronson-Howard.** Aus dem Englischen.

Diese phantasievolle Abenteuergeschichte erhebt keinen andern Anspruch, als den Leser durch flott erzählte spannende Vorgänge zu fesseln und zu unterhalten. Das gelingt ihr aber auch aufs beste.

Eva, wo bist du? Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Der mit prachtvollem Humor erzählte Roman einer jungen Studentin; — lebensprühend, voll feinster Psychologie und starkem Spannungsreiz.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von **Kate Douglas Wiggin u. a.** Aus dem Englischen.

Eine ganz allerliebste Geschichte voll Geist und Humor. Der Versuch, jeden der vorkommenden Charaktere einem andern Autor zuzuweisen, ist geradezu glänzend gelungen.

Das goldene Schiff. Von **Paul Oskar Höcker.**

Der heiße Atem des modernen Sportfiebers geht durch diesen spannenden, figurenreichen Roman, der Höckers volle Meisterschaft über das glänzende Gesellschaftsmilieu und eine eindringliche psychologische Kunst verrät.

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von **Mrs. Humphry Ward.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Diesem geist- und lebensprühenden Roman der berühmten Verfasserin von „Robert Elsmere" liegt das Ehescheidungsproblem zugrunde, das die Engländer und Amerikaner gegenwärtig so sehr in Atem hält. In einer Reihe von bunten Bildern aus dem Gesellschaftsleben vermittelt uns das interessante, fesselnde Buch tiefe Einblicke in die angelsächsische Kulturwelt.

Gräfin Polly. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Man würde diesen Roman des auch als Dramatiker rühmlich bekannten Verfassers unterschätzen, wenn man ihn nur nach der spannenden Handlung beurteilen wollte. Rosenkrantz versteht es meisterhaft, uns die handelnden Personen, die offenbar nach dem Modell gezeichnet sind, durch seine hervorragende Darstellungskunst menschlich näher zu bringen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von **Richard Voß.**

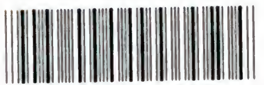
Ein wahres Kabinettstück poetischer Gestaltungskraft. Voß erweist sich in dieser fesselnden Geschichte wiederum als ein solcher Kenner der italienischen Volksseele, daß ihn selbst unter den Italienern niemand übertreffen dürfte.

Eine Energiekur. Von **Daniel Lesueur.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Den Kampf einer edlen, nur ihrem sittlichen Ideale lebenden Frauenseele gegen die gedankenlose, durch Gewohnheit und Eigennutz beherrschte Alltagsmoral schildert Lesueur in diesem im allermodernsten Frankreich spielenden geistvollen und namentlich auch sehr kurzweiligen Roman.

Das Hohelied des Lebens. Von **A. von Klinckowstroem.**

Das Hohelied der Liebe und damit das Hohelied des Lebens singt uns die



harmonieen in reinem Wohlklang auszuklingen.

Montana. Von **Wm. Wallace Cook.** Aus dem Englischen.

Eine schlichte volkstümliche Erzählung aus dem amerikanischen Goldgräberleben, aber von ergreifender Innigkeit und Gefühlswärme, dabei so echt, daß ein Bret Harte sich ihrer nicht zu schämen brauchte.

Lena Küppers. Von **Carl Busse.** 2 Bde.

Der neue Roman von Carl Busse erzählt von dem Schicksal der schönen und stolzen Lena Küppers, die sich im Trotz zur Richterin über den eigenen Vater aufwirft und erst einen weiten Weg gehen muß, ehe sie verstehen und verzeihen lernt. Noch niemals hat der Erzähler eine solche Fülle lebendiger Gestalten aus den verschiedensten Kreisen in den Rahmen eines Werkes gebannt, noch niemals die mannigfachen Fäden mit gleicher Sicherheit verknüpft!

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von **Rudolph Stratz.** 2 Bände.

Rudolph Stratz, unter den modernen deutschen Erzählern der besten einer, hat in diesem Roman ein Meisterstück geschaffen. Aus dem Abgrund der Seelen, aus dem Dunkel Berlins ringt sich ein schwarzer Gedanke empor, wird Tat und Schuld und bleibt ein blutiges Geheimnis, bis der Schluß den Schleier löst. Kein Kriminalroman, sondern mehr: die Unterordnung spannender Handlung unter die Herrschaft eines Charakters, in dem höchste Kraft und tiefste Schlechtigkeit bis zur Sühne sich die Wage halten.

Das Paradies der Erde. Von **Ada von Gersdorff.**

Die Verfasserin des so berühmt gewordenen Romans „Ein schlechter Mensch“ betritt mit ihrer jüngsten Schöpfung abermals das Gebiet des Offiziersromans, wozu sie vermöge ihrer gründlichen Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen vor anderen berufen ist. Leidenschaftlich bewegte Handlung, sowie wahrheitsgetreue und interessante Bilder aus dem militärischen Milieu verleihen diesem hervorragenden Roman einen ganz eigenartigen hohen Reiz.

Onkel William. Von **Jennette Lee.** Aus dem Englischen.

Eine Geschichte voll Gemüt und inniger Empfindung, bei der einem warm ums Herz wird. Der alte Onkel William ist eine Seele von einem Menschen, der wie seinerzeit „Der kleine Lord“ jung und alt für sich einnehmen wird.

Der Kampf um den Mann. Von **Carry Brachvogel.** 2 Bände.

Die fesselnde Schilderung verschiedener Wege, auf denen moderne Frauen Glück suchen, finden oder verlieren. Generationen, Weltanschauungen treten einander gegenüber, ringen verzweifelt miteinander, bis nach Erschütterungen und Entsagungen aller Art Stärke und geduldige Liebe zugleich den Sieg davontragen. Den Hintergrund des reichbewegten Romans bilden farbige Bilder aus dem Münchner Atelier- und Gesellschaftsleben, das die Verfasserin aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt.

Der meergrüne Wandschirm. Von **Edgar Franklin.** Aus dem Englischen.

Das packend erzählte Abenteuer eines jungen amerikanischen Millionärs, der seinem Hang zum Außergewöhnlichen und Exzentrischen folgt. Die reichbewegte Handlung vor einem modernen Hintergrund hält den Leser bis zum letzten Augenblick in Spannung und macht die Lektüre zu einer außerordentlich unterhaltenden.

Vor den großen Mauern. Von **Katharina Zitelmann.**

Die hochinteressante Schilderung der unüberbrückbaren Kluft zwischen gelber und weißer Rasse und die packende Darstellung von Episoden aus den Boxeraufständen geben dem Buche einen hohen Wert. Der Leser wird durch die vortreffliche Zeichnung des seit kurzer Zeit wieder unsere Aufmerksamkeit beschäftigenden Milieus, das die Verfasserin auf mehrfachen Reisen nach China studiert hat, ebenso in Atem gehalten wie durch die dramatische Zuspitzung der Ereignisse bis zum Eintritt der Katastrophe.

Entgleist. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der ganze geheimnisvolle Zauber des Landes der Wunder liegt über diesem spannenden Roman ausgegossen, in dem die gefeierte Erzählerin uns die wechselvollen Schicksale eines entgleisten jungen Mannes miterleben läßt, der sein Brot als Angestellter einer indischen Eisenbahngesellschaft verdienen muß.

Die Kleine. Von **André Lichtenberger.** Aus dem Französischen.

Der köstliche Humor und Witz, mit dem hier die welterschütternden Leiden und Freuden eines Backfischleins ausgeplaudert werden, dürften dem liebenswürdigen Büchlein aller Herzen gewinnen.

Paul Becks Gefangennahme. Von **M. Mc Donnell Bodkin.** Aus dem Engl.

Der Detektiv Paul Beck ist zu einem Typus geworden, der Sherlock Holmes in nichts nachsteht. Auch in dieser glänzend geschriebenen Erzählung, wo der Held nach hitzigem beruflichem Wettstreit von der den Lesern der Romanbibliothek längst bekannten Geheimpolizistin Dora Myrl schließlich „eingefangen" wird, läßt der bekannte Verfasser alle Register seiner Erfindungsgabe spielen und weiß den Leser aufs trefflichste zu unterhalten.

Schweigen im Walde. Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Aus einem Erbfolgestreit zweier Linien eines ostpreußischen Geschlechts entwickelt der rühmlichst bekannte Verfasser eine Reihe reizvoller Bilder, in deren Mittelpunkt eine prächtige Liebesgeschichte steht. Das Ganze ist durchtränkt von einem wahrhaft goldenen Humor.

Das Gespenst. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Der bekannte Schriftsteller erzählt hier eine richtige Geistergeschichte, die eine Fülle amüsanter Erlebnisse und aufregender Abenteuer enthält. Der Roman ist ein dramatisches Phantasiegemälde; er will nichts weiter als unterhalten — und das tut er in höchstem Grade.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von **Hanns von Zobeltitz.**

Eine übermütige Berliner Zigeuner-, eine Bohemegeschichte, die viel Selbstgesehenes und Selbsterlebtes enthält. Aber Hanns von Zobeltitz schildert in ihr nicht die Berliner Boheme von heute, nicht die hohlwangigen Ästheten des Café Größenwahn. Seine lustigen Gestalten sind vollsaftiger und warmherziger, sie kommen aus einer gesünderen Zeit, aus dem glorreichen Jahre 1870, dessen Ereignisse wirkungsvoll in den Gang der Erzählung verflochten sind.

Die Primadonna. Von **F. Marion Crawford.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Einen tiefen Einblick in die in jedem Sinn dramatische Laufbahn eines gefeierten Opernsternes gewährt uns dieser Roman des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die spannende Handlung, das interessante Milieu und die geistreiche Schreibweise fesseln den Leser in höchstem Grade.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von **Georg Hirschfeld.**

Zwei Gruppen bilden diese Novellen des so rasch berühmt gewordenen Verfassers. Von Liebenden erzählt die eine, Mann und Weib im Kampf und Jubel der ersten Frühlingsneigung; die andere zeigt eine Reihe von menschlichen Tragikomödien — Einzelerscheinungen, die uns wie gute Bekannte entgegenkommen.

Übertrumpft. Von **Samuel M. Gardenhire.** Aus dem Englischen.

Geistvolle Detektivgeschichten, die sich durch ihre originellen Motive und die außerordentlich spannende Durchführung auszeichnen. Eine amüsantere und anregendere Lektüre läßt sich kaum denken.

Lebende Bilder. Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

Unter dem äußeren Glanz der Berliner Hoffestlichkeiten spielt sich das tragische Schicksal einer jungen Aristokratin in packenden „Lebenden Bildern" ab, deren Farbenreichtum und dramatische Steigerung die reife Künstlerschaft Höckers verrät.

Fatme. Von **Börge Janssen.** Aus dem Dänischen.

Dieser in Bosnien spielende Roman ist eine an spannenden Momenten reiche Schöpfung, die das Interesse des Lesers durch die vortreffliche Schilderung des eigenartigen Milieus ebenso erregt, wie durch den Hauch von romantischer Poesie, der über dem Ganzen schwebt.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von **Marie Diers.**

Die Hauptvorzüge der feinsinnigen Dichterin — tiefe Seelenkenntnis und eine biegsame, farbenreiche Sprache — treten uns in diesem an entzückenden Episoden überreichen Roman auf Schritt und Tritt entgegen. Die zahlreichen Freunde von Marie Diers werden diese außerordentlich anziehende Schöpfung mit Freuden begrüßen.

Mein Freund der Chauffeur. Von **C. N. und A. M. Williamson.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine außerordentlich amüsante Liebes- und Automobilgeschichte, die uns von der Riviera über die italienischen Seen bis nach Dalmatien und Montenegro führt. Farbenprächtige Naturschilderungen und ein unwiderstehlicher Humor vereinigen sich zu einem Ganzen von wohltuender Frische.